

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Rebelung	273
Lebensfahrt. Von Hans Müller	285
Spencer und Comte. Von Ludwig Stein	285
Josef Bloch. Von Emil Schaeffer	293
Die Herrscher. Von Alexander von Gleichen-Hausdorn	293
Selbstmord. Von Jell, Paasch, Schäfer, Stadelmann, Schur, Rip	297
Interventionen. Von Leben	300
Notizbuch	304

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Gröblichstraße 10.

1905.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein - Restaurant

Déjeuner à M. 2,—, Diners, Soupers
von M. 3,— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier - Restaurant

Ausschank der Feinh. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Brockhaus

Konversations-Lexikon, neueste Auflage,
komplett, 17 Bände, liefern unter **günstigsten**
Bedingungen Bial & Freund, Breslau II
und Wien XIII. Reichillustrierter Luxusprospekt
No. 416 L gratis und frei. Vertreter gesucht.

•• Literatur und Proben kostenfrei. ••

Gludin

Dr. Klopfer's Weizen-Eiweiß

ist das hervorragendste Kräftigungsmittel für Blutarms, in der
Ernährung Zu- **NERVÖSE.** Tagliche Ausgabe ca. 20 Pfennig.
rückgebliebene, in Apotheken und Drogerien.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

General-Depot: Loebmann & Co., Schlüterstr. 27a. Fernsprecher: Charlottenburg 4754.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**



NAMEDY Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.



Berlin, den 25. November 1905.

Nebelung.

Am Kalendertag des Einsiedlers Felix von Balois, den die Trinitarier zu ihren Stiftern zählten, waren seit der Unterzeichnung des zweiten pariser Friedensvertrages neunzig Jahre vergangen. Das Datum konnte gerade jetzt in deutschen Hirnen frohe und trübe Erinnerung wecken. Als, nach Waterloo und dem letzten der Hundert Tage, Vandamme bei Meudon geschlagen, Davout zum Rückzug gezwungen, Frankreichs Hauptstadt dem Sieger übergeben war, hatte Blücher an Kneesebeck geschrieben: „Mein Tagewerk ist vollendet: Paris ist mein! Meinen braven Truppen, ihrer Ausdauer und meinem eisernen Willen verdanke ich Alles.“ Schnell hatten im Reich des Korsets die Heere der koalirten Mächte dann den Norden und Westen besetzt und Friedrich Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, konnte die Rosse seiner tapferen Reiter in der Loire tränken. Hell glänzte, wie einst in der Frühzeit, Preußens Stern: die Wucht, der nie unnützlich ausschweifende Furor preussischer Kerentruppen hatte in vier Tagen den Krieg entschieden. Frankreich war wehrlos. In Paris geboten Rüßling und Pjuel; und der Saal in der Drangerie von Saint Cloud, der im Brumaire der Schauplatz des Staatsstreiches gewesen war, wurde nun die Werkstatt berlinischer Militärschneider. „Teufelskerle“ nannte Kaiser Franz, als er in Blüchers Hauptquartier die Offiziere begrüßte, nicht ohne Meid die Preußen; und Metternich sagte offen zu Stein, ein österreichisches Heer hätte nach Ligny mindestens sechs Wochen zur Erholung gebraucht. An Lobsprüchen fehlte es den Männern Friedrich Wilhelms also nicht; nur greifbarer Lohn ward dem Sieger nicht gegönnt. Lord Castlereagh und Wellington hatten mit noch heute bewundernswerther Meisterschaft die Regie geführt. Die Abtrennung von Elsaß-Lothringen, sagt Treitschke, „war möglich, wenn die Allirten sich zunächst unter

sich einigten und dann die Bourbonen in das verkleinerte Königreich zurückriefen; sie war unerreichbar geworden, wenn man darüber mit einem befreundeten König verhandeln mußte“. Damit sie unerreichbar werde, ließ Wellington, ehe die drei Monarchen noch in Paris angelangt waren, unter dem Schutz britischer Bayonnette Ludwig den Achtzehnten in die Tuilerien einziehen. Durch diese List, schrieb Hardenberg in sein Tagebuch, war die Koalition in einen amphibischen Zustand versetzt. In den Hauptquartieren der beiden Kaiser ließ man sich die Ueberrumpelung gern gefallen; freute sich am Ende gar ihrer. Wars denn nicht Anmaßung, daß dieses kleine Preußen im belgischen Feldzug den Russen und Oesterreichern kein Lorberblättchen gelassen hatten? So flinken Nebenbuhlern auch freiwillig noch auf die Höhe zu helfen, wäre die größte Dummheit gewesen; schlimm genug schon, daß der Ruhm ihre Adler bestrahlte. Blücher bat seinen König, „die Diplomaten anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat.“ Gneisenau forderte für Preußen Mainz, Luxemburg, Ansbach, Bayreuth und Nassau, für Bayern Entschädigung in Elsaß-Lothringen und schrieb an Hardenberg: „So hoch hat Preußen noch nie gestanden!“ Das war vielleicht richtig; doch der Soldat sah nicht, daß Preußen im Rath der Großmächte vereinsamt war und die drei Verbündeten sich in dem Wunsch zusammenfanden, den Staat Friedrichs nicht zu gefährlicher Kraft heranwachsen zu lassen. Wenn Preußen erstarkte, war Oesterreichs deutsche Hegemonie, Englands Spielplan auf dem Kontinent bedroht; und wenn Preußen an seiner Westgrenze nicht mehr verwundbar blieb, war es auch nicht mehr auf Rußlands Wohlwollen angewiesen. Dazu kam der britisch-russische Wettbewerb um die Liebe der belle France. Wellington ließ seine Truppen im boulogner Wäldchen lagern und war ängstlich bemüht, den Nationalstolz der Franzosen und die besondere Eitelkeit der Pariser zu schonen. Alexander, der in Heidelberg unterwegs in den Dunstkreis der redseligen Frau von Krüdener, der Friedensbarbara, gerathen und von dieser flachen Modeschilastin zum Weltheiland geweiht worden war, ließ nur Wilde noch von der gelbten Lippe träufen und kündete der Menschheit, die Stunde christlichen Vergebens sei nun gekommen. Auch Metternich, der sein Oesterreich nicht den Gefahren oberrheinischer Machtstellung aussetzen wollte, mied den sanftmüthigen Mann und mahnte, den Franzosen nicht Unerträgliches aufzubürden. Unbarmherzig und unerbittlich, hieß es, sind wieder nur die Preußen. Heißt ihr Staatskanzler nicht Saarlouis, Diedenhofen, Metz und blickt gierig gar nach Burgund? Wagt ihre Soldateska nicht, am Geburtstag des Königs ihre Quartiere zu illuminiren? Hat der unbeugsame Wille ihrer Feld-

herren nicht erreicht, daß die gestohlenen Kunstschätze ausgeliefert werden mußten? Trug am dritten Augusttag nicht das Haus ihres Königs die herausfordernde Inschrift: *Parcere subjectis et debellare superbos*? Im Ernst: auch dieser Vorwurf ward ihnen nicht erspart. Und die Deutung des vergilischen Spruches bewies selbst der Kurzsicht, daß der Gallierstolz noch nicht gebrochen war und die Bürger von Lutetia sich, trotz den Niederlagen, dem Weißen Schrecken, der Raserei blinder Parteinuth, noch nicht als Unterlegene fühlten.

Zu verdenken war's ihnen nicht; denn um ihre Gunst warben mit hitzigem Eifer die beiden größten Mächte der Koalition. Für den vielleicht nicht allzu fernem Tag orientalischer Verwickelungen wollten Russen und Briten sich den französischen Beistand sichern und Alles deshalb meiden, was die Psyche des jäh von steiler Höhe herabgeworfenen Volkes unheilbar verbittern könne. England hoffte auf die Erhaltung der *entente cordiale* mit Frankreich, über die man sich im Januar verständigt hatte, und Lord Castlereagh betonte immer wieder, das einzige Ziel des Krieges sei die Beendigung der Revolution gewesen, dieses Ziel sei erreicht und der Sieger dürfe an eine Veränderung des französischen Länderbestandes erst denken, „wenn sie dem Auge der Menschheit als eine nothwendige und sittlich gerechtfertigte Maßregel erscheinen wird“. Einstweilen müsse er Frankreichs Versprechen glauben; werde er durch kriegerischen Ehrgeiz wieder enttäuscht, dann sei es Zeit, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Jetzt müsse man den legitimen König gegen Verschwörer und Rebellen stützen, ihm die Reorganisation des Heeres erleichtern, der besiegten Nation milde Behandlung gewähren. „Die Koalition verringert selbst ihre Macht, wenn sie den König entehren oder im Ansehen mindern läßt.“ Capodistrias, der, mit Nesselrode und Pozzo di Borgo, in Paris für Rußland das Wort führte, mochte hinter so lockendem Angebot nicht zurückbleiben. Nur gegen Bonaparte, las man in der Denkschrift des in alle Sättel gerechten Griechen, haben wir Krieg geführt, nicht gegen Frankreich; die Gebote christlicher Sittenlehre würden verleugnet, wenn wir dem unschuldigen Lande das Gewaltrecht des Siegers aufzwingen. Unsere Aufgabe kann nur sein, die Legitimität zu wahren und das alte Herrscherhaus der Bourbons vor neuer Erschütterung zu schützen. Genz selbst, das Büchlein, sprach mit sittsamem Tadel von den „engherzigen Anschauungen“ der Preußen, die aus einem nur gegen den Jakobinergeist geführten Krieg territorialen Vortheil zu ziehen suchten. Und die preussischen Staatsmänner waren doch wirklich bescheiden. Vom Elsaß, von Lothringen forderten sie nichts; im Elsaß sollte, nach Steins Vorschlag, Erzherzog Karl von Oesterreich regiren (den aber Bruder Franz lieber in Pfefferland gesehen hätte). In neun Jahren

hatte Frankreich die deutschen Staaten dreimal zum Kriege gezwungen. Wars da unbescheiden, daß Hardenberg Ersatz der Kriegskosten, Erfüllung des im ersten pariser Friedensvertrag Versprochenen und eine greifbare Friedensbürgschaft verlangte? Daß er, nach dem Schlachtruf eines deutschen Dichters, Bauhaus Stachelgurt von Frankreichs Grenze reißen und seinem Adlerland an der Saar und der oberen Mosel starke Stützpunkte schaffen wollte? Napoleon hatte dem armen Preußen mehr als fünfzehnhundert Millionen Francs abgepreßt; nur zwölfhundert forderte Hardenberg jetzt für die vier koalirten Mächte von Frankreich. Wie nach ihm ein größerer Preuße, sah und sagte auch dieser Kanzler schon, daß der Krieg nicht nur gegen die Revolution und die Parvenuherrschaft geführt worden sei, sondern gegen Ludwig den Vierzehnten, gegen die seit der Zeit des Sonnenkönigs ruheloße Eroberergier der Franzosen; prophezeite auch er, selbst im Vollgenuß mildester Friedensbedingungen werde Frankreich den Tag von Waterloo niemals dem Sieger verzeihen. Doch weder sein sachlicher Ernst noch Humboldts dialektische Kunst vermochte Etwas über den Rath der Drei; sogar dem Freiherrn von Stein verschloß sich jetzt Alexanders Ohr; und Gneisenaus Memorandum, der letzte Versuch, das Herz des Zaren zu rühren, wurde mit kühlem Dank zu anderen Akten gelegt. Seit Oesterreich die deutsche Sache verrathen hatte, blieb keine Hoffnung. Stein war noch so naiv, Briten und Russen vor dem Glauben zu warnen, Deutschlands Leid könne ihrer Politik nützlich sein. Nützlich? Wer dachte an Nutzen? Einer noch selbstloser als der Andere; und Alle hinter moralischen Bedenken fest verschanzt. Castlereaghs frommer Blick hing in Ehrfurcht an dem „Auge der Menschheit“. Metternich erschauerte bei dem Gedanken, der Heilige Krieg wider den rebellischen Satanas könne in einen profanen Erobererfeldzug ausarten. Capodistrias rief, die Politik dürfe nicht entfittlicht, Gewalt nicht der Grundsatz der Staatskunst werden. All honourable men. Und Talleyrand konnte lachen.

Der Kluge nützte die Stunde. Er wußte, daß von den drei Größten nichts Schlimmes zu fürchten sei. Hatten sie nicht ruhig ebenerst hingenommen, als der von ihrer Gnade regirende König den koalirten Heeren, wider die übernommene Pflicht, Rechnung und Sold schuldig blieb? Nur Preußen (das zu arm geworden war, um sich in Geldsachen den Luxus der Nachsicht erlauben zu können) hatte durch Androhung von Requisitionen das ihm Gebührende endlich erlangt. Die Antwort auf die für den Friedensschluß wichtigsten Fragen hing aber nicht von Preußen ab. Als der Zar, um den Deutschen einen Beweis väterlichen Wohlwollens zu geben, im September eingewilligt hatte, Landau, Saarlouis und ein Stück des Maasufers zu fordern, that Talleyrand,

als muthe das Ultimatum der vier Verbündeten dem Haus Bourbon unauslöschliche Schmach zu. Bisher, hieß es in seiner feierlichen Septembernote, hat der Allerchristlichste König die vier Vetter als Bundesgenossen gegen den Aufrihr betrachtet; das Ansinnen, von dem alten Frankreich auch nur eine Scholle abzutreten, würde er, würden auch die von ihm Bevollmächtigten gar nicht erst zur Kenntniß nehmen. Viel war jezt ja nicht mehr abzuhandeln. Die Sprache des nie zu verblüffenden Ministers und seines Königs, die man ein hochmüthiges Gewinsel nennen könnte, wirkte auf den in die Heilandßrolle gewöhnten Alexander immerhin so stark, daß er, trotzdem nun selbst Wellington „eine moralische Lektion“ nöthig fand, die Grenzfestungen Conde und Sivet von dem Wunschzettel strich. Die Reinheit der Absicht, der Geist der Mäßigung und Uneigennützigkeit, die den Staatenbund unüberwindlich gemacht haben, müssen auch beim Friedensschluß sichtbar werden: so hatte zwei Wochen vorher der russische dem preußischen Staatskanzler gepredigt. Der Tag der Heiligen Alliance war gekommen. Mit eigener Hand schrieb der Freund der Krüdenere die Urkunde, die alle christlichen Könige einlud, dem Bund beizutreten, dessen einziger Souverain „unser göttlicher Erlöser Jesus Christus“ sein solle. Mit eigener Hand schrieb Friedrich Wilhelm sie sauber ab. Und da Metternich meinte, das leere Geschwätz könne weder den Papst noch den Sultan ernstlich kränken, meldete auch Kaiser Franz sich als Bundesmitglied. Der Gossudar rief: und Alle, Alle kamen. Nur England blieb fern, weil Castlereagh, mit schärferem Blick als der österreichische Kanzler, die Möglichkeit vorausjah, eines Tages die Türkenmacht gegen Rußland zu brauchen. Der Zar konnte getrost abreisen, der Friedensvertrag unterzeichnet werden. Am zwanzigsten November. Preußen bekam Saarlouis, das Besatzungsrecht in Luxemburg und fünfundvierzig Millionen. Alexander der Erste hatte den Grundstein zu dem Haus gelegt, dessen Nichtfest wir Alexander den Dritten mit den Häuptern der Republik Gumbetta feiern sahen. England, das sich im ersten Pariser Frieden Malta und Ceylon, das Kapland und die Seschellen, Helgoland und andere werthvolle Kleinigkeiten gesichert hatte, trug von dem zweiten das Protektorat über die Ionischen Inseln heim und war im Mittelmeer nun fast unüberwindlich geworden. Doch die Hauptfreude der Drei war: Preußen hatte nichts Wesentliches erreicht, Deutschland das alte Erbtheil nicht zurückgewonnen, Mitteleuropa blieb, wie es von Richelieu gewollt war. Und England, Oesterreich, Rußland hatten sich münzbaren Anspruch auf die Dankbarkeit der Franzosen erworben.

Als in Paris die großen Herren die Feder eintauchten, um den Friedensvertrag zu unterschreiben, wurde im märkischen Dorf Schönhausen ein acht-

monatiges Knäblein gestillt, das berufen war und auserwählt ward, diesen Vertrag mit der Degenspitze zu durchlöchern. Was hörte das erwachsende Kind? Daß die Landsleute, um den fremden Eroberer aus den Grenzen der Heimath zu jagen, Gold und Silber, die Ehreinge sogar eingeschmolzen, gedarrt und die magere Kost mit Zinn oder schlechtem Blei zertheilt und in den Saumen befördert hatten. Daß nach solcher nationalen Anstrengung das schwere Werk aber gelungen war; auch, als es wiederholt werden mußte, gelungen. Zwei siegreiche Kriege: und doch kein nennenswerther Ertrag. Noch murrte das Preußenvolk, flüsterte mit gefurchter Stirn, bessere Zeiten könnten erst kommen, wenn es selbst, statt der trägen Fürsten und schwachgemuthen Edlinge, die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen habe; und mancher Patriot sprach zornig Blüchers Novemberwort aus dem Jahr 1815 nach: „Preußen und Deutschland steht, trotz all seinen Anstrengungen, immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da.“ Gewiß hats der Sohn Wilhelminens Mendels früh gehört; vielleicht auch das tröstlicher klingende, das Karl von Villers, ein in deutscher Wissenschaft heimisch gewordener Franzos, 1806 den Trauernnden zugerufen hatte: „Die französischen Heere haben die deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus dem selben Grund wird der deutsche Geist den französischen einst besiegen“. Als aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, erfuhr er noch mehr. Wie Hardenberg vorausgesagt hatte, war Waterloo nicht vergessen. Das Rachegericht brodelte über langsamem Feuer. Der Bourbon wurde weggeschickt, weil er die Revanche schuldig blieb, der Napoleonide mit Jubel begrüßt, weil sein Name sie hoffen ließ. Den Briten, Russen, Oesterreichern war Sieg und Einzugstriumph verziehen, nur der Prussien im ganzen Lande verhaßt. Auch im Elsaß, dessen „entdeutsche Zucht“ Rückert bejammert hatte; auch dort pries der Bürger sich glücklich, weil er bei Frankreich geblieben war. Neue Kombinationen und Gruppierungen waren entstanden; noch aber lebte in Paris und London, Wien und Petersburg der alte Wunsch, dem Friesenstaat den Weg auf den Machtgipfel zu sperren. Das dünkte den zum Mann gereiften Schönhäuser Junker nur ganz natürlich. War von den Vieren denn zu verlangen, daß sie ihren Besitz und ihre Hoffnung freiwillig mit einem Fünftentheilen? „Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken; wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben: da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt“. Stark mußte Preußen werden, so stark, daß es den Widerstand einer einzelnen Großmacht nicht zu fürchten brauchte. Und bescheiden mußte es bleiben, durfte noch lang nie allzu laut reden, mit Weltgebietermühe sich niemals vordrängen und, wie günstig auch die Konjunktur schien, nur um großen Gegen-

stand sich regen. Denn noch immer waren Koalitionen möglich; schlimmer dräuende sogar, als Wenzel Kaunitz sie gegen Fröb geplaut hatte.

Aus diesem Gedankengang ist Bismarck aus Steuer getreten; und daß er gut durch Klippen und Nebel gelenkt hat, wagt heute Keiner mehr zu leugnen. Er sah im Vereinigten Landtag, als Zar Nikolaus zu Lamoricière, dem Gesandten Frankreichs, sagte, wenn wider Erwarten der für die Einigung der deutschen Stämme geeignete Mann sich fände, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. (Also, nur ohne Krüdenersphrasen, Fortsetzung der Politik Alexanders.) Er war schon für den Bundestag aufersehen, als Messelrode, um die fünfundsanzig Herrscherjahre Nikolaus zu verherrlichen, seinem Kaiser die (in Deutschland allzu wenig bekannte) Denkschrift vorlegte, in der die Auflösung des lästigen frankobritischen Bündnisses gepriesen, die Preußen in den Tagen von Warschau und Olmütz angethane Schmach verzeichnet und dem russischen Schiedsrichter der Ruhm zugesprochen ist, d'avoir préservé tout à la fois l'Allemagne d'une nouvelle guerre de trente ans et l'Europe d'une conflagration générale. Was eine Kleinigkeit, in diesem Europa, ohne einen starken, zuverlässigen Freund, das Deutsche Reich zu gründen? Die Habsburg-Lothringer aus Deutschland zu drängen, in Böhmen zu schlagen und gleich danach zu verfühnen? Rußland den Sieg über Frankreich hinnehmen zu lassen? Unter den Augen Britaniens, der zur See und damals auch noch als Handelsbeherrscherin unangreifbaren Weltmacht, im Westen und Osten Afrikas die deutsche Flagge zu hissen? Und Alles ohne den Beistand der Oeffentlichen Meinung, die seit der Revolution (deren Wehen sie erst entbunden ward) der Sympathie eher als dem Interesse zu folgen pflegt und dem störrigen Markjunker nie verzeihen konnte, daß er, weil er die Stohkraft seines Landes stärken mußte, die Demokratie nicht aufkommen ließ. Auf wechselnden Wegen schritt er ans Ziel und schämte sich gar nicht, eine Strecke weit auch zu kriechen, wenn ein dem Vaterland ersprißliches Hälmschen aus dem Boden zu rausen, aufrecht nicht unverlegt durchs Dickicht zu kommen war. Mit Rußland muß man sich, so lange es irgend geht, auf guten Fuß stellen: sonst fühlen die Westmächte sich als Herren unseres Schicksals und aus der polnischen Ecke zieht ein Gewitter herauf, das mit Bliz und Schlag auch unserem Verhältniß zu Oesterreich gefährlich werden kann. Italien ist für eine Weile zu brauchen; eh es sich gesoppt fühlt und merkt, daß sein Lebensinteresse es an Frankreich weist, muß es entbehrlich geworden oder ersetzt sein. Mit Frankreich ist noch auf Jahrzehnte hinaus und vielleicht länger nichts zu machen; in Europa muß man's drum vom eigenen Fetz

gehren lassen, in seinem Kolonialreich ihm, wo man irgend kann, vorwärts helfen; und wachsam vorsorgen, daß neuer Preußenhaß ihm nicht aktive Bundesgenossen wirbt. Bleibt England. Bis wir so weit sind, daß die Auseinandersetzung mit dem Inselreich (wegen des Siedlungsraumes und des Marktabzuges) unvermeidlich wird, fließt viel Wasser durchs Rheinbett. Und dann hängt die Entscheidung an der Frage, ob Rußland zu einem asiatischen Krieg bereit und gerüstet oder den Weg aller Orientmächte gegangen ist. Warum jezt schon dran vordanken? Keiner hat der Vorsehung je in die Karten geguckt.

So sah Bismarck deutsche Staatsmannspflicht. Nie hat er ernstlich über des Nachbarn böses Trachten geklagt; that ers, dann wars Phraseologie für den Haufen. Nie darüber gemurmelt noch auch nur gestaunt, daß die in älterem Besitzrecht Wohnenden dem jungen Reich das Leben sauer machten. Daß war die natürliche Folge langer Zersplitterung und Ohnmacht; und in mancher Wirkung auf den Volksegeist sogar recht heilsam. Nie hat er nach der Rolle des *arbitri mundi* gelangt, ist nie die flink vorausseilende Zunge künftiger Thaten geworden. Sein Deutschland sollte nicht ängstlich, doch bescheiden sein; vor Händeln sich hüten, unvermeidbare aber, wie Laertes, so wacker ausfechten, daß dem Gegner die Spur empfangener Stöße die Lust nach neuer Herausforderung wehre. Der 1815 Geborene fand, Preußen und Deutschland habe es in kurzer Frist weit genug in der Welt gebracht, dürfe nicht muthwillig nun den Neid der Götter und Menschen reizen, müsse sich, wenn nicht Ehrennothwehr es auf den Plan rufe, eine beträchtliche Weile still halten. War diese Meinung etwa nicht richtig? Wer den Frankfurter dem Pariser Frieden verglich, mußte erkennen, daß die Machtstellung Deutschlands, trotzdem es nicht neue Freundschaft erworben hatte, über alles Ahnen hinaus gestärkt war. Und was sind im Leben eines Volkes fünfundsünfzig Jahre? Eben so lange (und länger vielleicht) mußte der Germanenstaat sich nun gedulden, bis er ohne Zährniß wagen durfte, seine Grenzen zu weiten; und schweigend inzwischen sich rüsten.

18

Oft hat bekümmert Patriotismus nach dem Ursprung des Zwistes gefragt, der den alten Kanzler von der Seite des jungen Kaisers riß. Hier ist er. Nicht das Persönliche wars. Das hätte Bismarck, seufzend zwar, hingenommen. Auch nicht die Behandlung der Sozialdemokratie. Daß er mit der nicht so schnell, wie sein Jugendmuth hoffte, „allein fertig werden“ könne, hätte Wilhelm der Zweite bald eingesehen. Unvermeidlich war die Trennung nur, weil über Deutschlands internationale Politik keine Verständigung mehr möglich war; über die Weltpolitik im weitesten Sinn des mißbrauchten Wortes. Im

dritten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“ hat ein starkes, von Leidenschaft dikirtes Kapitel die Genesis dieses Zwiespaltes erzählt. Das werden die heute Mündigen nun wohl leider nicht lesen. Glaubt denn aber die große Schaar der Bismarckbewunderer, ihr Heros hätte sieben Jahre lang so schroff, wie er that (und schroffer war es nicht vorstellbar), der Politik des Kaisers opponirt, wenn sie seinem vorausdenkenden Sinn nicht unheilvoll erschienen wäre? Schätzt ihre Vierteljahrbegeisterung ihn so gering, daß sie hinter all seinen Stachelreden nur den winzigen Groll des weggejagten Lakaien sucht? Der sprach nicht aus dem großen Greis; sondern die Ueberzeugung, daß die Methode kaiserlicher Politik das Reich nach kurzer Glanzzeit in Lebensgefahr reißen müsse. Das hat der Fürst hundertmal ohne Menschenfurcht ausgesprochen. Der Psychologe konnte sich über den Gegensatz nicht wundern. Ein Landedelmann, den die enge und farge Preußenwirtschaft erzogen hatte, mußte Deutschlands Pflicht und Rechtsanspruch anders sehen als ein im Glanz frisch gestriekter Kaiserrei Erwachsener, der obendrein noch der Sohn Viktoriens und ihres in prunkvoller Repräsentation und unklarem Machtgefühl schwelgenden Friedrich war. Der hielt, wie sein Manager später einmal gesagt hat, vielerlei Kombinationen für möglich (und keine vielleicht für ganz unmöglich). Der konnte inbrünstig glauben, was in dem einen Jahrzehnt zwischen 1860 und 70 gelungen war, sei auf weiterem Feld in eben so kurzer Frist des Geschickes Mächten abzurufen. Damals: Deutschland geeint; jetzt: Deutschland in der Welt vornan. Von der Hand des Ahnen das Schwert, von der Hand des Enkels der Dreizack geschmiedet. Damals die Auseinandersehung in den Grenzen des alten Reiches, wozu ja auch die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen gehörte; jetzt die der deutschen Vitalität gebührende Gebietserweiterung. Eins wurde dabei zunächst leider vergessen. Als König Wilhelm sich das zum Nachterwerb nöthige Werkzeug schuf, hatte er nicht vor Europens Ohr gesagt: Ich brauche das Heer, um Dänemark, Oesterreich, Frankreich niederzuwerfen. Hätte er so gesprochen, dann wäre selbst der genialste Minister nicht ans Ziel seines Willens gelangt. Wilhelm der Zweite war seit 1890 nicht vom Genie bedient, wollte es nicht sein: und sieht heute keinen seiner dominirenden Wünsche erfüllt. Vielerlei ward versucht, doch nie krönte fortwirkender Erfolg das unermülich erneute Mühen. Aus allen Erdtheilen kam Enttäuschung. Wäre Bismarck der Wicht gewesen, als den mancher „Berehrer“ ihn sieht: noch im Grab könnte er triumphiren.

Er ruht; und keine Kunde aus seinem Deutschland dringt in die Gruft unter Tannen. Parva licet componere magnis? Da Herodot die skythische der attischen Küste, Vergil die Arbeit der Bienen dem Wirken lyklopiischer

Blickschmiede vergleicht, mag auch heute noch dem Kleinen gestattet sein, nach dem Größten sich vor den Blick zu stellen. War es Spottlust, Skandalsucht, perverse Freude am Vergerniß, was mich trieb, immer wieder auf die Fehler und Irrungen wilhelminischer Politik hinzuweisen, seit dreizehn Jahren, doch nicht ganz ungefährdet, stets vor der Exponirung des in der Volkheit Ersten zu warnen? Abneigung von dem Rednerstil, dem Kunstgeschmack des Mannes, der, wie er auch als Persönlichkeit beschaffen sei, auf seinem hohen Sitz als ein blinkendes Feldzeichen, dem fernsten Betrachter sichtbar, über die Nation hinleuchtet? Nur ein gewissenloser Halunke ließe sich von so niedriger Regung verlocken. Und wie müßte man über die Gebildeten eines Volkes urtheilen, die zu Abertausenden, in von Jahr zu Jahr wachsender Schaar, so unwürdigem Gaukelspiel Auge und Ohr liehen? Nein; und wenn armjälige Schreibflavenseelen es noch so oft auf Befehl wiederholen: kein werthvoller Mensch glaubt an die Mär von aretinischer Weisheit nach Skandal, von der Spekulation auf Klatschsucht und noch ekleren Trieb des Heerdenhieres, das auf zwei Zinken in die Sonne stiert. Die Erkenntniß, manchmal vielleicht nur die Ahnung nahender Gefahr hieß mich reden; und weihunderttausenden längst die selbe Sorge mit dunklem Bittich durchs Hirn schwirrt, fand auch die schwache Stimme Gehör. Die sich daran ärgern, sollten das Ueberwuchern der offiziellen und offiziosen, der konservativen und liberalen Lüge hindern. Wenn nicht beinahe alle Quellen, aus denen die Oeffentliche Meinung den Durst zu stillen gewöhnt war, vergiftet wären, drängten sicher nicht so Viele an den schmalen Vorn. Irgendwo muß ausgesprochen werden, was ist; heute noch, wie vor neunzig Jahren. Als, nach dem zweiten Pariser Frieden, der Deutsche Bund durch seine Sprachrohre täglich freche und alberne Lügen ins Volk schreien ließ, schrieb Görres grimmig in seinen „Merkur“: „Wie die Vendomesäule ein fortwährendes Zeichen unserer Schande ist, so soll im Rheinischen Merkur die fortwährende Protestation des Volkes gegen alles Halbe und Schlechte niedergelegt werden, auf daß die Nachwelt erkenne: die Zeitgenossen waren damit nicht einverstanden!“ Das ist kein bequemes Programm; doch kann die Noth der Zeit es erzwingen.

Sie zwingt auch, 1905 wie 1815, zu unverzierlicher Rede. Wir sind wieder allein; und der Kanzler läßt, auch darin Hardenberg sehr unähnlich, in seiner Zeitung nun Gegien über das bitterellnrecht anstimmen, daß die Nachbarschaft unserem frommen Sinn Tag vor Tag thue. Der deutschen Politik wird ruhige Würde, Festigkeit, Wahrhaftigkeit nachgerühmt, der Anklägerschwarm als skrupelloßes Gefindel geschildert. Auf die Rundfrage einer pariser Zeitschrift seien fast nur Antworten eingelaufen, in denen Deutschland beschimpft

wird. Das wenigstens ist richtig. Aber für uns auch erfreulich? Die Frage (deren Form mir Deutschlands Anspruch auf konventionelle Höflichkeit zu verletzen schien und die ich deshalb nicht beantwortet habe) war an die bekanntesten Politiker und Publizisten aller Länder gerichtet; und daß ihr Spruch jetzt fast einstimmig so schlecht lautete, kann uns nicht gleichgültig sein. Statt zu greinen, sollten wir lernen; statt mit frommem Augenaufschlag über Undank zu jammern, unsere Fehler erkennen. Oder dürfen wir etwa, wie Herr Chauvin, nicht mehr einräumen, daß auch wir irren und straucheln? Was da oder dort ein Reporter erfindet, zählt nicht; was uns von ernsthaften Leuten vorgeworfen wird, ist selten ganz unbegründet. Wir haben zu ungeduldig ins Weltarbitrium der überlegenen Großmacht gestrebt, oft zu laut geredet, in zu viele Töpfe geguckt, das Geschäft und die Ruhe gestört; und sind zu oft nach hastigem Anlauf zurückgewichen. Ohne schwächliche Schonung muß den Regierenden gesagt werden, daß keine einzige ihrer Rechnungen gestimmt hat. Und auch die noch ausstehenden wird der Empfänger nicht honoriren. Trotz allen Freundschaftsbeweisen, trotzdem jetzt kein deutsches Kriegsschiff gegen die macedonische Lüdewirthtschaft demonstrirt, wird der Padiſchah nicht aus Zärtlichkeit fürs Deutsche Reich die Gläubigen zum Heiligen Krieg wider Weiten und Franken aufrufen. Trotz all unseren Komplimenten und Präsentsen, allem angelsächsischen Familienzank werden die Vereinigten Staaten in der Entscheidungstunde nicht gegen England zu haben sein. Auf der seit 1890 beschrittenen Bahn geht's wirklich nicht weiter. Gute Kinder hoffen nun zwar auf die neuen Kreuzer und Torpedoboote, die der Reichstag bewilligen soll und wird. Die ändern aber nur unsere absolute Wehrkraft, nicht ihr Verhältniß zu der anderer Staaten und Staatengruppen. Und wenn sie zu spät fertig würden? Wenn England im nächsten Lenz die Blutprobe wagt? Die Furchtlosesten rechnen mit dieser Möglichkeit, auch in unserer Armee und Marine; und im verbündeten Italien wird schon von allen Seiten bang erklärt, während eines britisch-deutschen Krieges (der ohne Mitwirkung Frankreichs, also den *casus foederis*, doch nicht mehr zu denken ist) müsse das Land der neuen Römer selbst den Schein der Einmischung absicht meiden. Rußland ohnmächtig; die Franzosen durch thörichte Mißgriffe deutscher Dilettanten endlich wieder in Britannicus Arme getrieben und fest überzeugt, daß ihre Feldartillerie und Gewehrmunition besser ist als die deutsche; in Asien Japan, in Afrika, wo ein kurzfristig vorbereiteter Feldzug den Nimbus des deutschen Namens geschmälert hat, die mit geringem Kostenaufwand leicht noch zu schürende Wuth der Schwarzen als Helfer; seit dem vorigen Sommer auch von Deutschland eine nur Englands besonderen Interessen nützliche Neutralitätspflicht anerkannt, die dem Kontinentalreich im Kriegsfall die wichtigsten

Etapenstrassen sperren muß: günstiger könnte die Gelegenheit für die Enkel der Castlereagh und Wellington kaum sein. Wer Das sagt, plaudert kein Staatsgeheimniß aus. In allen Casinos und Offiziermessen wird davon gesprochen, in vielen Industriefabriken und Bankbureaux seit Wochen das Für und Wider erörtert. Ohne Furcht; nicht ohne Sorge. Rußlands Zustand würde uns wohl erlauben, die Ostgrenze zu entblößen; wären wir dann aber noch vor einem Polenaufrastand sicher? (Seltam ist übrigens, daß Niemand fragt, wer die russischen Stripes und Putzche, die doch nicht billig und nicht, wie im Westen, aus vollen Kassen organisirter Arbeiterverbände zu nähren sind, denn eigentlich bezahle.) Und seit wir die letzte, als herrlichster Triumph ausgeprochene Dummheit gemacht, seit wir Frankreich gezwungen haben, sich mit uns über das Programm der Marokko-Konferenz zu einigen, fehlt uns der triftigste Grund, für die Kosten eines recht unsicheren Seekrieges uns reichlichen Ersatz über die Bogen zu holen.

*

Für ein Halbjahrhundert ward 1870 genug erreicht. Wenn das Deutsche Reich achtzig Millionen Menschen zählte, konnte es weiter zu Europa reden. Die Zwischenzeit mußte zu stillster Vorbereitung benutzt werden. Werthe schaffen, Handel treiben und keinem Nachbar oder Vetter verrathen, daß man expansive Politik plane: Das mußte die Lösung sein. Zu spät. Kriegsschiffe bringen das Verlorene nicht zurück. Kriegsschiffe sind als moderne Maschinen auch nach Logos leichtesten Siegen noch unerprobt, sind aber der sichtbarste, für den Gegner greifbarste Ausdruck der Kapitalkraft des Landes, das ihnen die Flagge gab. An Kapitalkraft ist aber Deutschland leider noch nicht „in der Welt vornan“; kann es von England auch ohne Koalition überboten werden. Was also soll nun geschehen? Wollen wir auf Eduards Huld hoffen, warten, bis er dem Neffen wieder freundlich lächelt, oder auf eine Karte den höchsten Sah wagen? . . . Wie wäre es, wenn man Briten und Franzosen ersuchte, in Paris sich, statt in Algiras, mit uns zu offener Aussprache an den Konferenztisch zu setzen? Die Väter haben dafür gesorgt, daß die Söhne, so viel ihre Hast auch versäumt hat, 1905 nicht behandelt würden, wie die Heucheltrias 1815 deutsche Menschen behandeln durfte.



Lebensfahrt.

Bänger fühl' ich jetzt, beklommen,
 Wie die Barken, drin wir schweben,
 Fern vom Strand der Schatten kommen,
 Fern zum Strand der Schatten streben —
 Und den Leuchtturm, der mir nannte
 Schimmernd einen nahen Port,
 Seh' ich weit in unbekannte
 Meere schwinden fort und fort.

Selig hab' ich einst den Nachen,
 Chau im jungen Haar, besiegen,
 Daß die Wellen flüsternd sprachen:
 Kannst die ferne Du besiegen?
 Welle wiege, Welle gleite —
 Singend stand ich leicht im Kahn;
 Doch je länger ich ihn leite,
 Länger leitet mich die Bahn.

Und seit sich mein Herz besonnen,
 Daß ich nie den Hafen sehe,
 Ist mir süß in Duft zerronnen
 Alles Suchens Lust und Wehe.
 Träumend wieg' ich mich im blauen
 Meer: auch Stillestehn ist gut.
 Kann ich nicht das Ziel erschauen,
 Schau ich tief doch in die Fluth.

Wien.

Hans Müller.



Spencer und Comte.

Das deutsche „und“ in „Goethe und Schiller“ oder in „Kant und Hegel“ ging Schopenhauer und Nietzsche empfindlich wider den Strich. Das Verschmelzen zweier Namen von großem Klang vermischt im Assoziationprozeß die süßsame Feinheit der persönlichen Note, so daß sich unvermerkt eine firmahafte Einseitigkeit oder Gleichwerthigkeit der beiden Vereinigten einzuschleichen pflegt.

Die philosophiegeschichtliche Rubrizirung hat noch ein sträfliches „und“ gezeitigt: Comte und Spencer. Als Spencers Name zuerst nach Deutschland herüberdrang, wurde er sogleich „stellungspflichtig“. Die Lehrbuchschreiber nahmen

sein Rationale auf, kleideten ihn dialektisch ein, zogen ihm die Uniform Comtes an: und so avancirte Spencer in den Ranglisten der philosophiegeschichtlichen Lehrbücher zum Compagniechef im Garderegiment des comtischen Positivismus. Mochte Spencer noch so energisch dagegen Einsprache erheben und um Befreiung in eine andere Truppengattung bitten: es half nicht. Comte und Spencer: dabei blieb es. Er mußte Ordre pariren. Vardon wurde ihm nicht gegeben.

Seit einigen Jahren plaidire ich für eine Revision dieses für beide Theile fatalen „und“. Mir ist längst klar geworden, daß Spencer letzter Ausläufer oder Nachzügler der deutschen Naturphilosophie (Schelling, Oken, Von Baer) und nicht Schleppenträger Comtes ist. In meiner Sammlung „Verner Studien zur Philosophie und zu ihrer Geschichte“ haben mehrere meiner Schüler, noch zu Lebzeiten Spencers, die Frage erörtert, wie sich Spencers Weltanschauung zur klassischen Philosophie der nachantiken Schule verhält. Da Spencer aber in seinen Werken keinerlei Hinweis auf deutsche Vorgänger giebt und uns auch bekannt war, daß der größte englische Philosoph kein deutsches Buch lesen konnte, so hielten wir die sich ausdrängenden Analogien zwischen Spencers Agnostizismus und Evolutionstheorie mit Kants Unerkennbarkeit des „Dinges an sich“ und Schellings Entwicklungslehre für eine logische, nicht aber für eine historische Continuität. In der logischen Continuität folgen nämlich gewisse Gedankengänge, sofern die Prämissen gleich sind, aus anderen, in der historischen nur auf andere; die historische bietet ein *post hoc*, die logische ein *propter hoc*. Da wir die Fäden, die Spencer mit den deutschen Naturphilosophen verknüpfen sollten, nicht sehen konnten, mußten wir uns dabei bescheiden, seinen Schellingianismus als die logische Konsequenz seines eigenen Denkens, aber nicht als unmittelbare Einwirkung der Schellingianer zu deuten.

Heute liegt nun neues Altenmaterial vor und ich kann die Revision des Prozesses Spencer c/a Comte mit ganz anderem Nachdruck fordern als früher. Ich habe hier schon von Spencers Autobiographie gesprochen, deren deutsche Uebertragung (von meiner Tochter Helene und mir) bei Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist. An dem da gesammelten Quellenmaterial können die Lehrbuchschreiber künftig nicht mehr vorübergehen. In seinen Selbstbekenntnissen spricht sich Spencer unumwunden zu Gunsten der deutschen Naturphilosophen aus und leugnet eben so rückhaltlos einen entscheidenden Einfluß Comtes auf die Bildung seines Systems. Schon die früheste Erwähnung Comtes zeigt, daß Spencer sein erstes Werk entworfen hat, ohne von Auguste Comte mehr als den bloßen Namen zu kennen.

„Es war ein unglücklicher Umstand, daß ich damals von Auguste Comte nur wußte, daß er ein französischer Philosoph sei; mir war nicht einmal bekannt, daß er unter einem bestimmten Titel ein System verbreitet hatte, noch gar, daß dessen einer Theil die Ueberschrift *Statiquos Sociales* trug. Hätte ich Dies gewußt und wäre deshalb auf meinen ursprünglichen Titel zurückgekommen, so wäre

keinem Menschen eingefallen, auf irgend eine Beziehung zwischen Comte und mir zu schließen: so durchaus anderer Art ist das System, das ich soziale und politische Moral nannte, und so verschieden von denen Comtes sind die darin vertretenen Ideale in Bezug auf Leben und menschlichen Fortschritt.

Der Anlaß zur Beschäftigung mit comtischen Ideen war für Spencer dadurch gegeben, daß sein Freund Lewes (dessen „Geschichte der Philosophie“ die trübe Quelle war, aus der Spencer seine philosophiegeschichtlichen Kenntnisse schöpfte) und dessen Freundin Miss Coans (George Eliot) Anhänger und Verehrer Comtes waren. Bei dem herzlichen Verkehr mit dem Freundespaar konnte Spencer nicht vermeiden, Comte zu lesen. Am zwanzigsten Januar 1853 schreibt er an seinen Vater: „Comte studire ich eifrig und werde demnächst einen wohl vorbereiteten Angriff gegen seine Lehre wagen.“ In der Autobiographie heißt es dann weiter:

„Eigentlich hätte ich sagen sollen: Ich bin eifrig dabei, Miss Martineaus abgekürzte Uebersetzung von Comte zu lesen. Diese war vor Kurzem herausgekommen, und da Mr. Lewes und Miss Coans warme Anhänger von Comte waren, war ich einigermaßen neugierig, dessen Ansicht genauer kennen zu lernen. Wie aus einem vorangegangenen Kapitel hervorgeht, hatte ich seine Exposition bereits im Original durchgesehen. Während ich mich seiner Doktrin der drei Stadien gegenüber neutral verhielt, hatte ich seine Klassifikation der Wissenschaften sogleich verworfen. Auch Lewes' Skizze des comtischen Systems, das im Leader erschienen war, hatte ich gelesen. Die Anhänger von Comte glauben, daß ich ihm sehr viel Dank schuldig sei. Das ist allerdings der Fall, aber in ganz anderem Sinn, als sie vermuthen. Außer der Aneignung seines Wortes Altruismus, das ich vertheidigt habe, und seines Wortes Soziologie, für das kein passenderes Wort vorhanden war (wegen dieser beiden Aneignungen wurde ich angegriffen), verdanke ich ihm nur Eins: daß er meinen Widerspruch geweckt hat. Denn mein Widerspruch führte zur Entwicklung mancher meiner eigenen Anschauungen.

Da eine gewisse Gruppe von Schläffen für mich nicht in Betracht kam, war das Gebiet der möglichen Schlüsse schon etwas beschränkt und erleichterte mir also meine eigenen Schlußfolgerungen. Nur in dieser Richtung war die ‚Positive Philosophie‘ von Nutzen für mich (der erste Theil, denn ich habe weder den biologischen noch den soziologischen noch, so weit ich mich erinnere, den chemischen Theil gelesen). Wahrscheinlich hätte ich, wäre ich nicht bei Comte auf eine Klassifikation der Wissenschaften gestoßen, mit der ich mich keineswegs einverstanden erklären konnte, niemals mein Augenmerk auf den Gegenstand gerichtet. Hätte ich mich niemals damit befaßt, so wäre ich den Forschungen ferngeblieben, die zu meiner Genesiß der Wissenschaft führten. Durch diese aber gelangte ich zu Ideen, ohne die ich das ordnende Prinzip eines großen Theils der Prinzipien der Psychologie wohl nicht gefunden, ja, ohne die ich vielleicht dieses Buch überhaupt nicht geschrieben hätte. Comtes Einfluß auf meine Gedanken war also ganz anders, als die Comtisten behaupten.

Spencers Artikel über Comte sollte in der Edinburgh Review erscheinen. Am neunundzwanzigsten Januar 1855 schrieb Herbert an seinen Vater: „Heute

früh erhielt ich das Beiliegende, das sich auf meinen Artikel über Comte bezieht. Ich kann so weit damit zufrieden sein“. Im Februar 1855 meldet er aber dem Vater: „Du siehst, daß aus meinem Artikel für die Edinburgh wegen einer früher eingegangenen Verpflichtung nichts wird.“ Die persönliche Begegnung mit Comte (Oktober 1856) hat die seelischen Beziehungen zwischen den beiden Denkern nicht nur nicht vertieft, sondern eher noch gelockert. Von der dramatischen Spannung, wie die persönliche Begegnung Leibnizens mit Spinoza (Näheres in meinem Buch „Leibniz und Spinoza“, Berlin, Georg Reimer) sie ausgelöst hat, finden wir bei Spencer kaum eine andeutende Spur. Die Schilderung dieser Begegnung ist vielmehr von geradezu gewollter Nüchternheit. Spencers Bericht lautet:

„Auf der Reise dorthin fuhr ich über London, wo ich mich einige Tage aufhielt. Zwei Vorfälle, die mit diesem Umweg im Zusammenhang stehen, scheinen mir erwähnenswerth. Als ich Lewes in Richmond besuchte, traf ich dort auch Miß Evans und legte ihr noch einmal ans Herz, sie möchte doch Romane schreiben, worauf sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gestand, daß sie bereits angefangen und ‚Die traurige Geschichte von Amos Barton‘ unter der Feder habe. Der zweite bemerkenswerthe Vorfall ist, daß, als ich in London Chapman besuchte und er ersah, wohin ich reise, er mich bat, ihm einen Dienst zu leisten. Er erklärte mir, daß bei der Veröffentlichung von Miß Martineaus abgefärgter Uebersetzung der Philosophie Positive das Uebereinkommen getroffen wurde, Comte solle einen gewissen Antheil an dem zu erzielenden Gewinn haben. Zwei Jahre waren nun verstrichen und Comte hatte, glaube ich, Anspruch auf fast zwanzig Pfund. Ich übernahm es gern, ihm diese Summe zu überbringen, um so lieber, als mir die Empfehlung zusagte und ich natürlich begierig war, ihn kennen zu lernen.

Mein erster aus Paris abgejandter Brief an meine Mutter enthält eine nicht gerade schmeichelhafte Schilderung Comtes. Sicherlich war seine Erscheinung nicht dazu angethan, tiefen Eindruck zu machen. Von seinem Gesicht konnte man höchstens sagen, daß es, obgleich keineswegs anziehend, im Unterschied von den unbedeutenden Gesichtern, die man täglich sieht, scharf ausgeprägte Hüge hatte. Was unsere Unterhaltung betrifft, so erinnere ich mich nur, daß er mir, als ich ihm von meiner Nervosität erzählte, das Heirathen empfahl. Er meinte, die Gesellschaft einer theilnehmenden Frau müßte von heilsamem Einfluß sein. Das war übrigens ein Punkt der Uebereinstimmung zwischen ihm und einem Andern, mit dem er sonst in den meisten Fragen auseinanderging: Professor Huxley. Dieser versicherte mich einmal in seiner humoristischen Art, ich müßte es mit der Gynäpathie versuchen. Allerdings mußte er zugeben, dies Heilmittel habe den ernstlichen Nachtheil, daß, falls man nicht die gewünschte Wirkung damit erzielte, man nicht mehr davon lassen könne.“

Wenn man bedenkt, wie grenzenlos die Verehrung für Comte war, die das Freundespaar Lewes und George Eliot in Gesprächen und Schriften gezeigt hatte, und ferner erwägt, daß John Stuart Mill, den Spencer als Menschen über Alle stellte, damals noch in Comte das Mirakel aller Philosophie sah und anstaunte, dann kann die verletzende Gleichgiltigkeit, womit

Spencer seine Zusammenkunft mit Comte ganz nebenbei erwähnt, nur auf eine Absicht zurückgeführt werden. Ein engeres Anlehnen an Comtes Lehre oder gar ein intimeres Anschmiegen an seine fesselnde Persönlichkeit konnte ihn in den Verdacht bringen, ein Nachtreter des Franzosen zu sein, und gegen diese Zumuthung wehrte er sich mit der Kraft des Instinktes. Im Jahr 1864 bot sich Spencer der willkommenen Anlaß, seinem Groll gegen die Unterstellung, er habe sein System Comte entlehnt, deutlichen Ausdruck zu geben; ich citire wieder die Autobiographie:

„Der Anlaß war das Erscheinen einer Kritik der *First Principles* von Auguste Langel in der *Revue des Deux Mondes*. So sehr mich diese Kritik im Ganzen befriedigte, verdroß sie mich doch in einem Punkt. Langel nahm nämlich irrsichweigend an, daß ich einer philosophischen Richtung angehöre, von der ich in Wirklichkeit durchaus abwich, zumal mir einige ihrer Haupttheorien in tiefster Seele zuwider sind. Langel meinte, die Methoden und wissenschaftlichen Erkenntnisse der Philosophie Positive Comtes seien der in England als *Naturphilosophie* bezeichneten Richtung analog, und sah deshalb in den Naturphilosophen Anhänger der *positiven Philosophie*. Diese irrhämliche Bezeichnung führte zu einer unerscheidlichen Verwechslung. Die von Comte mit *Positivismus* bezeichnete Philosophie wurde von seinen Anhängern natürlich als *seine* Philosophie ausgegeben. So verbreitete sich nach und nach — zuerst nur unter seinen Schülern, dann aber auch bei einem urtheillosen Publikum — die Ansicht, Alle, die zu der von Comte als *positive Philosophie* bezeichneten Richtung gehörten, seien seine Anhänger. Wenn auch Langel vielleicht nicht in diesen Irrthum verfallen war, so unterstützte er doch das Mißverständnis. Er sprach von mir als einem jener Denker, die man gewöhnlich als *positive* Philosophen bezeichnet (und betonte dabei insbesondere die Relativität des Wissens). Diesen falschen Schein glaubte ich zerstreuen zu müssen. Ich verbrachte die größere Hälfte des März mit der Arbeit, meine Stellung gegenüber der comtischen Philosophie zu bezeichnen. Um Comte volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erschien es mir wünschenswerth, die Korrektur meiner Schrift einem Anhänger Comtes zur Durchsicht zu geben. Ich wandte mich an Lewes, der, wenn auch nicht sein Jünger im vollsten Sinn, doch sein Anhänger und Interpret war. Ich bot ihm um seine Kritik und er versprach sie gern. Manchen unweentlichen seiner Bemerkungen konnte ich wohl beistimmen, in den Hauptpunkten jedoch mußte ich seine Vorschläge ablehnen. Dieses Verhalten veranlaßte eine Korrespondenz zwischen uns, die mich sehr aufregte.“

Der Brief an Lewes, den wir als Anhang zum Bande der Autobiographie veröffentlichen, ist noch unbekannt und erscheint in unserer Uebersetzung hier zum ersten Mal. Sein wesentlicher Inhalt lautet:

Besten Dank, lieber Lewes, für Ihre kritischen Bemerkungen, die zum Theil sehr wesentlich für mich waren, zumal sie mich vor Uebergreifen bewahrten, die verhängnißvoll werden konnten. Was Ihre anderen Einwendungen anbelangt, so will ich nur kurz auf die wichtigsten eingehen. Wenn Sie sich dann der Mühe unterzogen haben werden, meine Gegenargumente und Kommentare zu den von Ihnen geäußerten kritischen Bedenken anzuhören, soll die Angelegenheit zwischen uns endgiltig geschlichtet sein.

Ich hatte allerdings Unrecht mit der Behauptung, daß Comte die Geisteswissenschaft verwirft; ich hätte sagen sollen, er bekenne sich nicht zur subjektiven Analyse des Geistes. Daß Dem so ist, entnehme ich Ihrer eigenen Beweisführung, da Sie Will in diesem Punkt als seinen Gegner bezeichnen.

Der Satz, den ich Mills These von den drei aufeinanderfolgenden Stadien, dem theologischen, metaphysischen und positiven entgegenstelle, bedeutet nach Ihrer Meinung „gar kein Gegenargument“. Wenn Comte sagt, die drei Methoden seien „verschiedenartig und widersprechen einander sogar von Grund aus“, während ich behaupte, daß die Methode ihrem Wesen nach die selbe bleibt; wenn Comte ferner drei mögliche definitive Konzeptionen zuläßt, während ich behaupte, es gebe nur einen einzigen, so denke ich doch, der Ausdruck Gegenargument sei sehr wohl begründet.

Sie werfen ein, ich hätte Comtes „Auffassung der Soziologie als besonderer Wissenschaft“ den ihm eigenen Doktrinen nicht zugezählt. Ich sehe nicht ein, inwiefern Dies eine nur ihm gehörige Theorie sein soll. Die Erkenntniß einer Gesellschaftswissenschaft läßt sich, wie Nasson zeigt, sicherlich schon bei Vico und später bei Kant nachweisen, wenn auch vielleicht etwas unbestimmt. Was Comte Eigenes schuf, ist die Ausarbeitung dieser Konzeption. Gewiß werden Sie auch nicht leugnen, daß bei den deutschen Denkern schon Ansätze zu einer Gesellschaftswissenschaft vorhanden sind, wenn sie auch einigermaßen seltsam und unhaltbar sein mögen. Bevor Sie nicht beweisen, daß vor Comte Niemand an einen gleichmäßigen Verlauf sozialer Phänomene glaubte, können Sie auch nicht behaupten, der Gedanke einer Gesellschaftswissenschaft sei eine nur Comte eigenthümliche Auffassung.

Dann fragen Sie, weshalb ich die Idee einer auf die Einzelwissenschaften gebauten Philosophie nicht zu den ihm eigenthümlichen Theorien zähle. Ich kann diesen Gedanken eben so wenig wie den vorhin erwähnten als einen rein comtischen anerkennen. Ich verweise Sie auf Ihre eigene „Geschichte der Philosophie“ zum Beleg dafür, daß schon Bacon einen Begriff von einer solchen Philosophie hatte; und sein Gedanke ist, so weit er ihn ausführt, sehr richtig. Bacons Auffassung ist nur angedeutet, aber wahr, die Comtes dagegen bestimmt, aber unwahr. Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb das Verdienst, die Wissenschaften zu einem Ganzen klassifizirt zu haben, Comte allein zugeschrieben werden soll.

Sie protestiren dagegen, daß Comte die Erkenntniß der Ursachen von der positiven Philosophie ausschließen soll. Sollte Dem nicht so sein: was bedeutet dann die von ihm geforderte Unterscheidung zwischen der Vollendung der metaphysischen Phase und der positiven?

Ihrer ersten Bemerkung und vorangegangenen Gesprüchen entnehme ich, daß ich mich nach Ihrer Meinung von Comte abhängig fühlen müßte... Sie sagen, Comtes Gedanken haben bei Hunderten Eingang gefunden, die seine Werke niemals zu Gesicht bekamen. Das ist durchaus richtig. Wenn Sie aber damit sagen wollen, daß ich vor der Niederschrift meiner Social Statics einem solchen Einfluß zugänglich war, muß ich einwenden, daß davon keine Rede sein kann, zumal sich meine Lectüre bis zu jener Zeit auf die Einzelwissenschaften, auf Parteipolitik und leichte Unterhaltungsliteratur beschränkte. Manchmal that ich einen Blick in die älteren philosophischen Schriftsteller. Das einzige Werk, aus dem ich meines Wissens comtische Ideen geschöpft haben könnte, ist Mills „Logik“; und die las ich erst mindestens zwei Jahre nach Vollendung der Social Statics, wovon Sie sich leicht

überzeugen können. (Dies bezieht sich auf George Eliot, die mir ein Exemplar der „Logik“ geschenkt hatte.)

Ich glaube, sowohl Sie wie andere Anhänger Comtes sehen Vieles für comtische Gedanken an, was in Wirklichkeit nur der allgemeinen wissenschaftlichen Atmosphäre angehört. Jemand, dessen Bildungsgang ein hauptsächlich literarischer war, kann sich schwer in den Geisteszustand eines durchaus naturwissenschaftlich Gebildeten hineinversetzen, insbesondere aber nicht in das Verhalten eines, bei dem außer der naturwissenschaftlichen Bildung eine entsprechende Veranlagung vorhanden war und wo das praktische Wissen dem theoretischen stets zu Hilfe kam, wie es bei mir der Fall war. Sie fragen: Hat nicht Comte den Versuch einer auf positiver Methode aufgebauten Soziologie gemacht und ist es nicht eben Das, was Sie anstreben? Wenn Sie sagen, ich wolle etwas Aehnliches, so ist Das richtig. Behaupten Sie, Comte gebühre die Priorität, so ist auch Das wahr. Wenn Sie aber sagen, ich verdanke ihm meine Theorie, so kann ich solche Worte nicht hinnehmen. Wenn Sie glauben, ich sei vor der Niederschrift meiner Social Statics mit comtischen Ideen vertraut gewesen, so können Sie höchstens annehmen, ich habe den Begriff des sozialen Organismus von ihm übernommen (da dieser der einzig übereinstimmende Punkt zwischen uns ist). Wenn Sie jedoch nicht dieser Ansicht sind, so weiß ich wirklich nicht, worauf Sie Ihre Forderung, ich solle Comte zu Dank verpflichtet sein, gründen. Meine heutige Auffassung von einer Gesellschaftswissenschaft weicht von der in den Social Statics niedergelegten nur ab, weil sie inzwischen zu weiterer Entwicklung gelangt ist. Ich erkläre mich, außer in einigen ethischen Fragen untergeordneter Natur, mit Allem, was ich in den Social Statics vertreten habe, heute noch einverstanden; die später entstandenen politischen Abhandlungen zeigen eine Weiterentwicklung durch Hinzufügung von Konzeptionen, die, wie Sie aus der Ihnen eingesehenen Zusammenfassung ersehen können, weder mit den comtischen verwandt sind noch gar von ihnen eingegeben sein können. Ich bleibe dabei, daß von den Social Statics eine geradlinige Entwicklung vorwärtsführt, die unmöglich von Comte herrühren kann. Wohl aber läßt sich die Entwicklung meiner Theorie auf die Erweiterung des von Baer gefundenen Prinzips und auf dessen Rationalisirung zurückführen, die ich unternommen habe.

Den zweiten wesentlichen Punkt berührt Ihre Frage: Was nicht Comte, der zuerst eine Philosophie aus den einzelnen Wissenschaften aufbaute, und streben Sie nicht genau das Selbe an? Hier scheint mir der Hauptdifferenzpunkt zwischen uns zu liegen. Ich muß Sie darauf hinweisen, daß Sie hier zwei durchaus verschiedene Dinge durcheinanderwürfeln. Sie fordern für Systeme, die nicht nur ihrer Art und Ordnung nach verschieden sind, sondern überhaupt zu ganz verschiedenen Klassen gehören, den selben Ursprung. Was bezweckt Comte? Eine zusammenhängende Darstellung des Fortschritts der menschlichen Begriffe zu geben. Was strebe ich an? Eine zusammenhängende Darstellung des Fortschritts der äußeren Welt. Comte will das Nothwendige und das Wirkliche als Ausfluß von Ideen beschreiben. Ich beabsichtige, das Nothwendige und das Wirkliche als Ausfluß der Dinge darzustellen. Comte will den Ursprung unserer Naturerkenntniß deuten, ich den Ursprung der zur Natur gehörigen Phänomene erklären. Dort wird auf etwas Subjektives, hier auf etwas Objectives gezielt. Wie sollte da das Eine der Urheber des Anderen sein? . . . Eine Philosophie der Wissenschaften hat etwas durch-

aus Abstraktes zum Gegenstand. Eine Philosophie der Natur dagegen behandelt etwas rein Konkretes. Und wie das Eine aus dem Anderen hervorgegangen sein soll, will mir nicht einleuchten. Ein Konkretes kann ein Abstraktes, ein Abstraktes nie ein Konkretes erzeugen. Comtes System ist ein Organon der Wissenschaften. Das System, an dem ich arbeite, wurde von Martineau als Kosmogonie bezeichnet. Beim Erzeugen von Gedanken nun sollte ein Organon wiederum ein Organon, eine Kosmogonie eine andere hervorbringen. Wenn Sie bei mir nach Vorläuferin Anschau halten und dabei auf Hegels und Olen's Kosmogonie verweisen, als auf Konzeptionen, die mich beeinflusst haben mögen, so werde ich mich nicht dagegen verwehren. Ich kante Hegels und Olen's Kosmogonien in ihren allgemeinen Zügen; und mögen sie auch noch so verschieden von meinem eigenen System sein, so gehören sie doch immerhin zu der selben Klasse und mögen als veranlassende Momente mitgewirkt haben. Weßhalb Sie in dem Bestreben, etwas meiner Kosmogonie Verwandtes ausfindig zu machen, auf ein Organon der Wissenschaften verfallen, begreife ich nicht.

. . . Ob Sie nun über mein Verhältnis zu Comte künftig eben so denken werden wie bisher: daß meiner beharrlichen Weigerung genügende und bestimmende Beweise (wenigstens für mich selbst) zu Grunde liegen, werden Sie jedenfalls einsehen . . . Bevor man mir nicht beweisen kann, daß meine heutige Auffassung der Gesellschaftswissenschaft von der in den Social Statics niedergelegten mehr abweicht, als die natürliche Entwicklung einer Idee bedingt, so lange sich ferner nicht beweisen läßt, daß eine Kosmogonie nicht auf geradem Wege aus vorangegangenen Kosmogonien entsprungen sein kann, sondern der direkte Ausfluß eines Organons der Wissenschaften sein müsse, so lange man mir nicht nachweisen kann, daß ich irgendwelche allgemeine Anschauung von Comte übernommen habe oder durch seine Lehre von einer ehemals vertretenen Ansicht abgekommen bin: werde ich fortfahren, zu behaupten, daß ich von ihm nicht beeinflusst bin, außer in einigen geringfügigen Fragen, die ich von ihm übernehme. Anzuerkennen ist auch der durch beharrlichen Antagonismus bewirkte Einfluß. Bis mir also keine anderen Beweise erbracht werden, werde ich jede Gegenbehauptung für unbegründet erachten.

Ihr aufrichtig ergebener Herbert Spencer.

Dieser Brief ist ein document humain. Klar erweist er auf der einen Seite die volle Unabhängigkeit Spencers vom Positivismus Comtes, auf der anderen aber die eingestandene Zugehörigkeit zur deutschen Naturphilosophie, insbesondere die Abhängigkeit von Olen und Karl Ernst von Baer. Die logische Kontinuität mit Schelling und Hegel, die ich längst behauptet habe, verwandelt sich durch dieses dokumentarische Material in eine historische. Der große englische Denker gehört jetzt nicht mehr zum Trotz des französischen Positivismus, sondern zur Nachhut der deutschen Naturphilosophie. Das deutsche Urtheil über Spencer muß auf Grund des hier veröffentlichten Briefes revidirt werden. Die philosophiegeschichtliche fable convenue „Comte und Spencer“ gehört nun in die Kumpelkammer, in das Museum irrthümlicher Klassifizirungen.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.

Josef Bloch.

Unter den Vielen, „deren Schaffen zu eingehenderer Betrachtung auffordern würde, wenn sie in einer an Künstlern weniger reichen Stadt als München arbeiteten“, hat Ruther in seiner „Geschichte der modernen Malerei“ auch Josef Bloch erwähnt. Das war vor elf Jahren. Bloch zog dann nach Berlin; aber diese glückliche Stadt, in der die Meister der Siegesallee wirken, ist heute anscheinend eben so „reich an Künstlern“ wie damals München; darum hat Bloch eingehendere Betrachtung auch hier noch nicht gefunden. Auf den großen Jahrmärkten der Kunst, wo Einer den Anderen überschreien muß, um gehört zu werden, ging die Menge an seinen Bildern, die nur mit leiser Stimme zu sprechen vermochten, achlos vorüber. Jetzt zieht eine Gesamtausstellung seiner Werke im Künstlerhaus die Summe aus dem Schaffen seiner letzten Jahre, die uns zeigt, daß Bloch, mag er auch keineswegs zu den Ganzgroßen der Kunst gehören, jedenfalls den begründeten Anspruch auf weit mehr Beachtung erheben darf, als ihm bisher, namentlich seit etwa einem Jahrzehnt, zu Theil geworden ist.

Freilich: sie werden nicht nach Jedermanns Geschmack sein, diese Gemälde, die verschmähen, durch billige Kraftmeiereien Temperament zu heucheln, die weder „hingehaut“ noch auf die Leinwand „geschmissen“, sondern nur mit einer beinahe zärtlichen, ganz unmodernen Liebe zur Farbe gemalt sind. Man könnte aus jedem seiner Werke ein beliebiges Stück bemalter Leinwand heraus schneiden und hätte daran immer noch, was der Atelierjargon einen „guten Farbensfleck“ heißt. Diese Liebe zu breiten, leuchtenden Farbensflächen und die Fähigkeit, den stofflichen Charakter der Dinge überzeugend herauszubringen, lassen Bloch, den Pligheim-Schüler, in seinen besten Schöpfungen fast altmeisterlich wirken. Das Letzte, die ergreifende Innerlichkeit, haben ihn seine erlauchten Vorbilder, Rembrandt und die Venezianer, allerdings noch nicht gelehrt; und gerade in den religiösen Werken, wo nur schlichteste Größe seelische Erschütterungen zu geben vermag, tritt ein Hang zum Positiven und Theatermäßigen peinlich hervor. So scheint in seinem Bilde „Die Ehebrecherin vor Christus“ die Gruppe der Pharisäer viel zu arrangirt; ihre Gesten gemahnen bald an die Bühne, bald an die Börse und das Weib aus Jerusalem machte Josef Bloch zur Dame aus der Thiergartenstraße. Aber mit den geistigen Dissonanzen veröhnen in diesem Schulbeispiel für Blochs Tugenden und Fehler den Betrachter die malerischen Vorzüge des Bildes, der düstere Pomp der purpur- und braunrothen Töne, die mit dem dunklen Orange und schwarzen Grün mancher Gewänder eine malerische Harmonie im Sinne später Rembrandt-Schüler ergeben. Was an diesem Gemälde stört, der Mangel an Luft, die gedrängte Unruhe in den Figuren und besonders das Theaterhafte: all Dies

hat Bloch in der „Grablegung“ von 1905 überwunden. Hier verfügt jede Gestalt über volle Arm- und Bewegungsfreiheit; jede wirkt für sich allein groß und mächtig, ohne daß die Einheit der Komposition dadurch beeinträchtigt wird. Das stumpfe Schwarz des Hintergrundes bietet den leuchtenden Gestalten eine treffliche Folie. Daß Bloch die Tragik des Vorwurfes nicht vollkommen bewältigte, sei ihm gern verziehen; selbst die Allergrößten wurden diesem Thema nicht immer gerecht. Scheint auch in seinem „David und Saul“ die Stoffmalerei der Seelenschilderung noch überlegen, sind die Gestalten in erster Linie nur Träger prachtvoller Gewänder, so erfüllt Blochs viertes Gemälde religiösen Inhaltes, „Christus und das Weib von Samaria“, die unerläßliche Forderung, die wir an jeden Künstler stellen, der uns die Gestalten der Bibel lebendig machen will: der Maler erwächst zum Dichter. Diese beiden Menschen, die, im blauen Leuchten des südlichen Abends, an Jakobs uraltem Brunnen sitzen, scheinen, gerade weil sie so idyllenhaft einfach sich geben, voll feierlicher Erhabenheit; und wie eindringlich wußte Bloch den Gegensatz zwischen dem demüthigen Lauschen des Weibes, „das schon fünf Männer gehabt“, und der milden Majestät des Heilands zu zeichnen, wenn er der Fragenden antwortet: „Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, Den wird ewiglich nicht dürsten!“ Dies Bild steht im Werk Blochs für sich allein; sonst geht er dem nicht rein-Malerischen beinahe geflüßentlich aus dem Weg. In seiner Judith hätte er den seelischen Kontrast zwischen den Mienen des schlafenden Holofernes und dem Antlitz der Mörderin schildern können, die mit dem Dolch an sein Lager schleicht; es reizte ihn nicht. Den Schlummernden gewahren wir kaum und auch das Angesicht der bethulischen Heldin ist unserem Auge fast gänzlich entzogen. Nur ihren blinkenden Nacken schauen wir und, herrlich schimmernd, das blutige Roth ihres Gewandes, das ungemein fein zu dem tintorettohaften Roth des Vorhanges steht, den Judiths Hand eben zurückgeschoben hat.

Auch der modernen Gottheit Salome hat Bloch in seiner besonderen Weise gehuldigt, der Nymphomanie und alle perverse Erotik fern liegen. Gleich den Großen der Renaissance hielt er sich genau an die Worte der Schrift, die nur von einem „Mägdelein“ berichtet, das, wie andere nach einem Spielzeug, als Tochter eines orientalischen Despoten einen Menschenkopf begehrt. Das Mägdelein ist ein Königskind: darum behängte Bloch den blanken Leib über und über mit Gold und der gleichenden Pracht seltener Steine, die auf dem weißen kalten Fleisch in warmen Tönen leuchten und funkeln. Mehr wollte Bloch nicht geben. Die goldene Schüssel in Salomes Händen interessirte ihn mehr als das Haupt des Täufers darauf. Denn Blochs Malerei ist in erster Linie Augenkunst. Kalt er einen betenden Mönch, dem statt des erflehten Heilands die wollüstige Schönheit eines nackten rothhaarigen Weibes plötzlich vor

Kugen steht, so denkt er an keinen Wettkampf mit der infernalischen Kunst des Félicien Rops, betont auch nicht, wie etwa Albert von Keller, das Krankhaft-Bisionäre, sondern begnügt sich, blühendes Fleisch gegen einen schwarz-braunen Hintergrund zu stellen. Aber solches Thema fordert, namentlich bei dem großen Format des Gemäldes, doch noch eine andere als die bloß malerische Lösung; darum wird man Blocks Kunst besser in den kleinen Bildern, der entzückend feinen Odaliske, der Dame mit der Base und den zwei Stilleben, gerecht werden, die nichts wollen als: unserm Auge in gefälliger Weise schmeicheln.

Der nature morte ist auch in seinen Damenportraits eine bedeutende, manchmal sogar die beste Rolle zugefallen. Blocks labylische Kunst stellt Seidenroben, Perlen, Federhüte und Boas zu Zimmerstücken von dekorativer Eleganz zusammen; aber die glücklichen Besizerinnen all dieses Prunkes dünken und mitunter gar zu süß, gar zu physiognomielos; sie scheinen, um eine Wendung Winkelmanns zu gebrauchen, nicht mit Fleisch, sondern mit Rosen auferzogen. Daß Block aber mehr zu geben, auch das Geistige herauszubringen vermag, beweisen, abgesehen von dem ungemein temperamentvollen Portrait einer älteren Dame in Schwarz, seine Herrenbildnisse, vor allen ein Selbstportrait von sympathischer, gänzlich posesloser Schlichtheit, sein „Träumer“, der Manchen allerdings zu weiblich dünken wird, und das vielleicht beste Bild der Ausstellung überhaupt, das fabelhaft lebendige Portrait eines soignirten Herrn im Gesellschaftsanzug. Hier gelang es Block beinahe, über das Portrait hinausgehend, einen Typus zu gestalten. Hier, wo alles Beiwerk fehlt, wo es keinen Raum gab für Farbenspiele und Spielereien, wo das strenge einfarbige Schwarz gegen einen eben solchen Hintergrund steht, hier war Block gezwungen, allein durch die Darstellung innerlichen Lebens zu wirken; und daß es ihm gelang, läßt Alles für seine Entwicklung hoffen. Noch ist seine Kunst ungleich und voll von Widersprüchen, noch muß er Bühnenpathos und genrehafte Süßlichkeit gänzlich abstreifen, damit man sich an seinen Farben, an seiner Fähigkeit, in großem Zug zu komponiren, wirklich freuen kann. Seine letzten Bilder aber sind zum Glück auch die besten; darum können wir getrost glauben, daß Block nicht zu den Vielen gehört, die, wie ein böses Witzwort spottet, ihre Zukunft bereits hinter sich haben.

Emil Schaeffer.



Die Herrscher.

Ein weiser Mann hatte die Erziehung von mehreren Jünglingen zu leiten. Als die Lehrzeit vollendet war und die Jünglinge ihn verlassen wollten, gedachte er, ihr Herz zu prüfen. Es waren drei Fürstensöhne; nur der vierte war unbekannter Herkunft. Niemand wußte, ob auch er das Kind eines Fürsten sei.

Während der Meister den Jünglingen die Hand zum Abschied reichte, stellte er die Frage: „Wie gedenkt Ihr das Reich der Welt zu gewinnen? Wie gedenkt Ihr über die Menschen zu herrschen?“

Da trat der erste Fürstensohn vor. Er war ein starker Jüngling mit herrischem Sinn, mit fühner Adlernase und geschwungenen Brauen. Er preßte die Lippen zusammen und sagte: „Die Menschen sind feig. Durch Furcht will ich sie zwingen. Ehern soll mein Wille auf ihnen lasten. Nie will ich mich anders zeigen als von furchtbarer Majestät umgeben, vom Schritt gepanzerter Mannen umdröhnt. Meine Stimme soll donnern über die Laube und mein Blick Entsetzen erregen wie der Blitz des Himmels. Also will ich die feigen Menschenherzen meistern und über sie herrschen.“

Doch der weise Mann schüttelte das Haupt.

Da trat der zweite Fürstensohn hervor. Er war ein sehr schöner Jüngling mit sanften Augen, mit goldblonden Locken und schmalen, weißen Händen. Er sprach: „Ich möchte keine Furcht in die Menschenherzen jagen. Die Menschen brauchen Liebe. Liebend will ich sie beherrschen und nie Anderes als Liebe von ihnen fordern. Nie zeige ich mich mit Gepränge und furchtbarer Majestät. Ganz einfach will ich gehen, mich unter die Leute mengen, als gehörte ich zu ihnen. Jedem will ich lächeln, Jedem Freude bereiten. So werde ich dankbare Herzen mein Eigen nennen und das Reich der Welt erobern, wie die Sonne ihr Reich erobert: mit Wärme und freundlichem, auf Alle herabstrahlendem Licht.“

Doch der weise Mann schüttelte das Haupt.

Da trat der dritte Fürstensohn zu ihm. Er war nicht stark und nicht schön, aber sehr reich. Man merkte es an seinem Gewand, das von Gold und edlem Gestein strahlte. Auch war sein Ausdruck voll Zuversicht. Er sprach: „Was Furcht, was Liebe! Ich bin nicht stark und nicht schön, aber ich will Euch trotzdem übermeistern. Die Menschen sind alle käuflich; und ich habe Geld. Mein Vater besitzt das reichste Bergwerk. Aus dem Schoß der Erde kann ich solche Schätze raufen, daß ich auch Leute bewerthen kann, die kostbar thun und im Preis hochstehen. Was ich kaufe, ist mein. Mit Gold will ich die Menschen beherrschen.“

Doch abermals schüttelte der weise Mann sein Haupt.

Nun trat der Jüngling hervor, dessen Abkunft räthselhaft war und der vielleicht gar nicht aus irdlichem Geschlecht stammte. Er war nicht stark, nicht schön und nicht reich. Er hatte eine häßliche, armjähliche Gestalt, war klein und verwachsen; auch trug er ein dürftiges Gewand. Nur um Kenglein und Mund blühte ein kluger, böshafter Zug. Er stellte sich vor den Meister hin, breitspurig auf seinen dünnen Beinchen, und sagte frech, mit spöttischem Lachen: „Ich bin nicht schön, nicht stark und nicht reich. Ich bin auch kein Fürstensohn, sondern der Schande Kind. Dennoch werde ich das Reich der Welt gewinnen, dennoch werde ich besser, als es Furcht, Liebe und Gold vermögen, über die Herzen der Sterblichen herrschen. Denn ich verstehe, ihnen zu schmeicheln.“

Da umarmte ihn der weise Mann und sprach: „Ja, Du wirst in Wahrheit ein Herrscher, mein Sohn, während Jene nur scheinbar herrschen. Denn Du kennst die Menschen.“

Selbstanzeigen.

Thierfabeln und andere Irrthümer der Thierkunde. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. 1 Mark.

In meinem vorjährigen Buch: „Ist das Thier unbernünftig?“ leitete mich der folgende Grundgedanke: Wir beurtheilen viele Handlungen der Thiere unrichtig, weil wir nicht berücksichtigen, daß sie vielfach eine abweichende Sinnesorganisation besitzen, ganz abgesehen davon, daß bei ihnen die Gewohnheit eine sehr große Rolle spielt. Auch das neue Buch will Irrthümer bekämpfen. Viele naturgeschichtliche Ansichten werden allgemein als ausgemachte Wahrheiten angesehen, während sie es in der That nicht sind. Bei vielen ist es mindestens zweifelhaft, ob sie wahr sind. Gerade für uns Menschen der Gegenwart, die wir stolz darauf sind, daß wir es in allen Zweigen der Wissenschaft so herrlich weit gebracht haben, ist eine solche Unkenntniß eigentlich beschämend. Nicht nur in unseren Schulbüchern wimmelt es von Irrthümern, sondern selbst in wissenschaftlichen Werken sind sie anzutreffen. In einem kürzlich erschienenen Prachtwerk steht, zum Beispiel, wieder die Behauptung, daß Affen nicht schwimmen können; sind ferner Affen fast immer mit Menschenaugen abgebildet u. s. w. Wenn berühmten Zoologieprofessoren solche Irrthümer unterlaufen, so kann man sich vorstellen, wie es anderswo aussieht.

Lh. Zell.



Michael Servetus. V. Dehmißes Verlag, Berlin

Nicht ein „Theaterstück“ wollte ich schreiben, sondern Leben und Schicksal Michael Servets künstlerisch gestalten und mit Anlehnung an den mythischen Pantheismus dieses genialen spanischen Arztes, der dem Janatismus Calvins zum Opfer fiel, einer Weltanschauung poetischen Ausdruck geben. Die dramatische Form hat sich mir aber mit elementarer Gewalt aufgedrängt. Ob sich nun eine Hofbühne jemals entschließen wird, den Reformator Calvin in der nicht gerade liebenswürdigen Rolle eines Ketzerverbrenners auftreten zu lassen? Und die anderen Bühnen? Jamden Dekorationenwechsel und historisches Kostüm sind bei den Herren Direktoren, schwerere Gedanken beim Publikum von vorn herein nicht allzu beliebt. Beide müßten aber den Michael Servetus, ehe sie ihn ablehnen, doch wenigstens gelesen haben.

Richard Paasch.



Das Fräulein. Novellen. Wiener Verlag 1905.

„Weibliche Sittsamkeit“ ist eine Tugend, deren Forderungen bisher wie die Mode oder vielmehr mit der Mode wechselten, stets aber als mit unbedingter Autorität geltend betrachtet wurden. Wer sie, trotz ihrem oft unverhüllten Widersinn, zu Weisagen stempelte, ward niemals festgestellt; dennoch wurden sie vom ganzen weiblichen Geschlecht anerkannt und von den Meisten auch blindlings befolgt. Die Wenigsten freilich dachten darüber nach, zu wessen Vortheil diese Gesetze entstanden seien. Die Fesseln, die jede Art von Sittsamkeit dem Weib anlegte, mögen von schwächeren Geschlechtsgenossinnen, die fürchteten, gestreut zu werden, oder vom Mann erfunden sein, dessen Krafft allein zur dauernder Niederhaltung weiblichen Geistes nicht ausgereicht hätte und der in der Sittsamkeit und deren Hemmungen

gute Helfer im Kampf um die Vorherrschaft sah. Einerlei. Vielleicht wollte der Mann eine Mauer errichten, die dem Weib jeden Ausblick in die Welt wehren sollte, unter dem Vorwand, es vor dieser Welt zu schützen. Diese Mauer hätte einem kraftvollen Aufsturm nun zwar nicht standgehalten; aber die Eingekerkerten fanden gar nicht den Muth dazu; zitterten sie doch vor dem Reduzenhaupt der Schande, dessen gräßlicher Blick jede Flüchtlende drauhen versteinern sollte. Ueber das wirkliche, oft ungeahnte Höhen erreichende Schicksal der einzelnen Kühnen draug nämlich niemals wahrhaftige Kunde zurück. Dafür sorgten die Schriftsteller, die poetische Schleier darüber breiteten. Der große Meister, der sie zum ersten Mal, der Frau zum Heil, zerriß, hat diese Schleier Lebensklugen genannt. Jöben erst hat den Frauen das Recht erkämpft, sich ohne Scheu über ihre eigenen Empfindungen und Wünsche klar zu werden. Seitdem bekam der Chorus der in den Mauern Eingeschlossenen einen anderen Text. Was früher als Ehrbarkeit, Tugend und Sittenstrenge in die Welt geklungen war, hieß jetzt Neue und Neid, Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit, unbelohnte Entsagung und zwecklos vernichtete Lebensfreude. In der rührenden Unschuld von einst begann man jetzt Unwissenheit zu sehen, willensloser Gehorjam entpuppte sich als Schwäche und Feigheit und opferbereite Selbstentäußerung als Mangel an Pflichtgefühl gegen die eigene Würde. Immer niedriger wird also die Mauer, weil gar viele emsige Karren Stück vor Stück zum Meer der Freiheit tragen, das endlich aufschäumend die letzten Reste mitfortreißen muß. Und wenn die Einzelnen auch nur Körnerarbeit leisten: Jede hilft doch bei dem großen Werk mit, die Lüge niederzureißen, die Sittsamkeit hieß, und den hehren Thron aufzubauen, den die neue Zeit der Wahrheit und Sittlichkeit weihte. Mehr wollte auch ich nicht mit der schlichten Lebensgeschichte einer Gouvernante. Treu, ehrlich und sittsam war „Das Fräulein“ ihr Leben lang; doch nie fand sie den Lohn. Sie wußte eben noch nicht, daß auch „Lohn“ eine Lüge sei, ein Märchen für Kinder, und daß im Leben nur die eigene Kraft aus eigenem Willen zum Glück führt.

Wien.

Alice Schaefer.



Geisteskrankheit und Naturwissenschaft, Sitte, Genialität und Schicksal.

Otto Smelin, München.

Den Zweifel an dem Gedanken, das menschliche psychische Geschehen unterliege anderer Nothwendigkeiten als das Geschehen in der Natur überhaupt, veranlaßte mich, die Stellung des Geisteskranken dem Kosmos, dem Nebenmenschen und sich selbst gegenüber einer kurzen Analyse zu unterziehen.

Dresden.

Dr. Heinrich Stadelmann.



Die steinerne Stadt. Verlag von Ernst Schur, Großlichterfelde. 3 Mark.

Die „Steinerne Stadt“ ist Berlin, im weiteren Sinn überhaupt jede Großstadt, der neue Typus des Gemeinwesens, in den wir erst hineinzuwachsen beginnen, an dem wir selbst mit all unserer Gegenwartarbeit mitwirken. All die Fragen und Zweifel habe ich künstlerisch zu gestalten versucht, die dem denkenden Menschen, der diesen Riesenkomplex durcheinanderstrebender Willensrichtungen nicht nur bewachtet, sondern innerlich erlebt, aufstauen. Dieses neue Wesen erscheint uns noch fremd und grausam, wie ein Moloch, dem wir dienen müssen, unter dem wir

leiden. Wir sehen das Rajen unerjättlicher Strudel, in die wir mit hineingerissen werden. Die Erbarmungslosigkeit dieser Gewalt erschüttert und entsetzt uns. Dennoch klingt das Ganze nicht in Haß oder Pessimismus oder ironischen Sceptizismus aus, sondern in Hoffnung. Der immer stärker und umfassender sich entwickelnden Weltliebe gehört die Zukunft. Sie leitet allen Egoismus in werthtätige Kraft hinüber. Ich habe versucht, der Großstadtpoesie, die bisher bei uns nur in spärlichem Umfang und als Abtatsch äußerlicher Geschehnisse vorhanden war, durch diese künstlerische und seelische Vertiefung neue Möglichkeiten zu zeigen. Bisher wurde die Großstadt als entarteter Typus angesehen; ich möchte, daß man die stolze und schöne Kraft in ihr wahrnimmt und sieht: auch sie ist nur ein Uebergang zu neuen Gemeinschaftsformen. Darum ist das Buch nicht für die Gedankenlosen bestimmt, sondern nur für Solche, die ihre Zeit miterleben, mitfühlen. Und ich glaube, daß der tiefer Hörende daraus die Stimme einer neuen Generation vernimmt, die neue Ideale mitbringt und für sie zu kämpfen gewillt ist. Ich habe mich in dem Buch bemüht, phrasenlos zu sprechen und die Melodie der unendlichen Natur im Wort zu erhalten, ohne mir zu verhehlen, daß das Sprachgefühl der Gegenwart in der Dichtung gerade zu dem entgegengesetzten Pol hinstrebt, zum kokettirenden Spiel mit allerlei (ästhetischen) Wortformen, die nicht aus dem Eigenen genommen sind, sondern den Werth vergangener Literaturperioden ausnützen, so daß das literarische Bild der Gegenwart sich wie ein Kostümfest vergangener Stile giebt. Das Inhaltsverzeichnis lautet: Betrachtung, Beginn, Nachtblick aus dem Fenster, Sonntag, Heimath, Der weite Platz, Gewitter über der Stadt, Der Abend, Die Krüppel, Sonnenuntergang nach Regen, Jugend und Alter, Symbol des Seins, Die dunklen Gassen, Die Kinder, Die verschlossenen Häuser, Vor Morgen, Die Brücke über dem Wasser, Ihr, die Ihr das Kleinste umfaßt, Ueber den Häusern.

Wroßlichterfelde.

Ernst Schur.

Knud Hjortø: Staub und Sterne. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Leipzig, Insel-Verlag, 1905.

Der Held dieses Buches ist ein Dichter im Weltraum und ein Ehrgeiz, Zukunft, Gesundheit, Leben Einbüßender im kleinen Alltag des Lebens. Das Allgefühl steigt und das Jähgefühl erlischt. Die dichterischen Visionen sind das Wesenhafteste dieses Herrn der Welt. Die Lebensohnmacht beschleicht ihn und langsam empfindet er selbst Das als gleichgiltig und nichtig. Und er beginnt, sich selber zu zerstören. Die Art, wie diese Entwicklung in dem Werk zum Ausdruck kommt, scheint mir von besonderem künstlerischen Interesse. Anderen Einsamkeitsbüchern gegenüber, wie „Niels Lyhne“, „An offener See“, „Der Mann im Nebel“, wird das Problem hier kühler, tragikomischer behandelt; Satire und Tragik schließen sich zu einer Einheit zusammen, die dem Buch in anderem Sinn fehlt. Daß der Autor das Pathologische im Charakter seines Helden nur sekundär wirken läßt und mit Takt und Reserve behandelt, ist bemerkenswerth; die Verjüngung zum Gegenheil lag nah. „Staub und Sterne“ ist die erste größere Arbeit des Dänen Hjortø, die ich deutsch veröffentlichte. Das Werk dieses ernsten und mit üppiger Phantasie begabten Dichters wird, so hoffe ich, auch in Deutschland seine Leser finden.

Elberfeld.

Hermann Ruy.

Interventionen.

Interventionen, sagen die Weisen, bedeuten immer den Anfang vom Ende. Ganz richtig ist's wohl nicht. Wenn das Kursgebäude nicht wankt, braucht man es freilich nicht zu stützen. Ob dieser Stützversuch, den der Deutsche eine Intervention nennt, gelingt: Das hängt von der Aufnahmefähigkeit und Widerstandskraft der intervenirenden Finanzgruppe ab. Die Firma Mendelssohn & Co. ist sehr stark; den Anforderungen aber, die der von Schreden unlagerte Markt der russischen Werthe jetzt an die intervenirende Macht stellt, kann auf die Dauer selbst der Stärkste nicht gerecht werden. Dieser einen Bankfirma ist heute das Schicksal der ganzen Börse anvertraut. Das zeigte sich mit beängstigender Deutlichkeit am ominösen dreizehnten November. Bis gegen zwei Uhr war die Börse ruhig gewesen; dann ertönte plötzlich der Schredenruf: „Mendelssohn intervenirt nicht mehr!“ Bleichen Antlitzes, wahnwützig gestikulirend, stürzten Alle, die sich noch auf den Beinen halten konnten, an die Schranken, wo die bekannten Ruffenmakler, umwogt von einem brandenden Meer von Köpfen, Armen und Notizbüchern, mit schmetternder Stimme die jäh gesunkenen Kurse der letzten beiden russischen Anleihen und der russischen Bank für auswärtigen Handel in die Menge riefen. Herr Fißel, Mendelssohns Vertreter, war verschwunden; und die kurze Abwesenheit dieses Retters aus aller Noth hatte der Contremine Gelegenheit gegeben, einen neuen Vorstoß gegen die Kurse zu wagen. Es war eine wilde Szene. Als die Russen von 1902 den niedrigsten Kurs von 84½ erreicht hatten, theilte sich plötzlich die Menschenmauer, die sich um die Makler gebildet hatte, und durch die Waffe stürzte der schmerzlich Vermißte. Die sonst so ruhigen Hügel des lebenswürdigen Herrn Fißel trugen nun den Ausdruck des Entsetzens und der Empörung. Ein kurzes Weilschen nur fern: und solche Desorganisation! Das hatte er doch nicht für möglich gehalten. Rasch wurden die Kurse wieder in die Höhe getrieben; und man athmete erleichtert auf: Mendelssohn läßt uns nicht im Stich! Bedächtigere aber fragten sich, nicht zum ersten Mal: Wie lange wird das Ruffenkonjortium noch im Stande sein, die Riesensummen des auf den Markt strömenden Materials aufzunehmen? Neben Mendelssohn stehen ja die Hünzer Bleichröder und Robert Warshawer & Co. (jetzt Darmstädter Bank); auch Diskonto- und Handelsgesellschaft gehören zum Ruffenkonjortium. Was hilft's? Die Russenbanken haben starke Gegner. Die Deutsche Bank hat der Ueberladung unseres Marktes mit Ruffenpapieren immer opponirt. Vielleicht (man sah ihre Häupter an der Börse in eifrigen Gesprächen mit den Ruffenführern) hat sie in kritischer Zeit jetzt eine andere Taktik gewählt. Solche Schwentung wäre für die Börse ungemein wichtig. Bedrohlich bleibt die Lage aber in jedem Fall.

Wer nicht an der Börse heimisch ist, möchte nun gern wissen, wie es bei solchen Interventionen zugeht; ob die Bank Alles auf eigene Rechnung macht oder ob sie zum Theil durch fremdes Kapital, im jetzt besonders interessirenden Fall also durch die russische Regierung, unterstützt wird. Da sich Alles natürlich hinter den Contiffen abspielt, erfährt man weder, wie viel aufgenommen ist, noch, bis zu welcher Grenze intervenirt werden soll. Daß kein solides Bankhaus bei solchen Versuchen seine Existenz gefährden wird, ist klar. Daß Ruffenkonjortium hat zweifellos Rückendeckung in Rußland; aber der Werth solcher Sicherung hängt von der staatlichen Ordnung ab; und daß anarchische Zustände gefährlich sind, braucht nicht

beweisen zu werden. Niemand weiß, wer morgen in Rußland die Macht haben wird. Einer, der auf diesem Gebiet gut unterrichtet zu sein pflegt, erzählte mir, Witte habe vor einiger Zeit persönlich bei dem ihm befreundeten Chef des Hauses Mendelssohn ein Darlehen von mehreren Millionen aufgenommen, um verfügbare Mittel in der Hand zu haben, so lange die Aufnahme einer neuen offiziellen Anleihe unmöglich ist. Ob diese Darstellung objektive Wahrheit giebt, konnte ich nicht nachprüfen; ist sie richtig, dann wäre dem Russenkonjortium damit angedeutet worden, es brauche sich mit der Aufnahme russischer Papiere nicht zu stark zu engagiren.

Daß die durch Interventionen herbeigeführten Kurse kein zutreffendes Bild der wirklichen Lage geben, sieht auch der Laie sofort ein. Man könnte sie als Nothkurse bezeichnen; wer zu diesen Preisen verkaufen will, wird eben nur so lange Glück damit haben, wie die stützende Mauer hält. Fällt sie, so stürzen die Kurse ins Bodenlose. Deshalb schätzen Viele den Nutzen des Intervenirens gering und sagen: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Die Frage, ob eine Intervention nützlich oder unnützlich ist, kann aber nur von Fall zu Fall beantwortet werden. Winnt die Möglichkeit, durch künstliches Stützen der Kurse einen Uebergang zu schaffen, so wäre es ein Vergehen gegen die Gejehe der Volkswirtschaft, nicht einzugreifen. Scheint die Katastrophe aber unvermeidlich, so soll man das Publikum nicht erst über die Gefahr hinwegtäuschen. Wie sieht es nun um Rußland? Eine Partei hat Vertrauen, die andere jagt den Staatsbankerott voraus; beide verfechten ihren Glauben mit guten Gründen. Nur ein Prophet könnte voraussagen, was schließlich geschehen wird.

Nicht immer entspricht der Erfolg den aufgewandten Kosten. Als vor zehn Jahren die Armenierunruhen und der Sturm auf die Osmanenbank die europäischen Märkte beunruhigten, intervenirte besonders eifrig das wiener Haus Rothschild, in der Hoffnung, die Folgen der Krisis zu mildern. Die Firma gab Millionen aus; trotzdem hat die wiener Börse sich von dem damals empfangenen Stoß nicht wieder erholt. Sie ist seitdem (man kann ohne Uebertreibung behaupten) aus der Reihe der internationalen Plätze ausgeschieden. Daß sich gerade auf dem Rentenmarkt die Nothwendigkeit stützenden Eingreifens so oft ergiebt, ist eine natürliche Folge der Art, wie Staatsfonds untergebracht werden. Das Anlagen suchende Publikum, das sie kauft, muß, schon im Interesse der allgemeinen Kaufkraft, vor Verlusten möglichst geschützt werden. Die Regierungen der Anleihestaaten bieten ja auch einen mehr oder minder starken Rückhalt; und die Häuser, von denen die Emission ausging, haben schließlich eine gewisse moralische Verpflichtung übernommen. Auf dem Markt der deutschen Anleihen war den Interventionen bisher kein rechtserfolg beschieden, obwohl das Preußenkonjortium eine Großmacht ist. Neben den beiden schon erwähnten Gruppen von Banken, die bei Interventionen gemeinsam vorzugehen pflegen, ist noch die Rothschildgruppe zu nennen, der von deutschen Firmen die Diskontogesellschaft, die Darmstädter Bank, Bleichröder und Mendelssohn angehören.

Die durch solche Heizerdienste bewirkten Anomalien des Kurszettels werden bei einer anderen Art von Interventionen besonders sichtbar. Neben den guten Anleihen sind bekanntlich Hypothekendarlehen beliebte Anlagewerthe. Die Hypothekendarlehen nehmen nun, um den Kurs ihrer Pfandbriefe möglichst stabil zu erhalten, das angebotene Material auf, wenn sich dafür nicht gleich andere Käufer finden. Vortheilhaft ist es natürlich für ein solches Institut nie, wenn es ge-

zungen ist, sein Portefeuille zu hart mit eigenen Schuldverschreibungen zu belasten; so lange es sich aber um solide Unternehmen handelt, wird der Rückfluß der Pfandbriefe nie allzu stark werden. Für eine Weile kann der Strom schwellen, wenn die Bewegung des Zinsfußes auf dem offenen Geldmarkt die Verzinsung einzelner Serien von Hypothekendarlehen nicht als genügend erscheinen läßt. Ein direkter Nachtheil aber entsteht aus den bei der Emission neuer Pfandbriefe üblichen Gebräuchen. Bei vielen Obligationen dieser Art stehen die letzten Serien höher im Kurs als die älteren, trotzdem Unterschiede in der Qualität nicht vorhanden sind. Warum? Weil die Hypothekendarlehen für die Unterbringung ihrer neuen Emissionen stets so hohe Vergütungen zahlen, daß die vermittelnden Banken und Bankiers sich nur für die letzte Serie interessieren, die übrigen aber ihrem Schicksal überlassen. Deshalb müssen die Hypothekendarlehen den Kurs kontrolliren, also durch Käufe interveniren, um das angebotene ältere Material bei sich unterzubringen. Die Pfandbriefinstitute haben natürlich kein Interesse daran, zu hohen Preisen zurückzukaufen; und so ergibt sich die für das Publikum höchst unerwünschte Konsequenz, daß es theuer gekaufte Obligationen nur zu einem niedrigeren Kurs loswerden kann, während es beim Erwerb neuer Pfandbriefe dann wieder einen hohen Preis anlegen muß. Wären die Pfandbriefkäufer so schlau, nur ältere Serien solcher Papiere, bei denen die Preisunterschiede nicht auch einen Unterschied in der Qualität zum Ausdruck bringen, zu kaufen, so würde der Unfug der hohen Provisionen schnell aufhören, die Hypothekendarlehen brauchten nicht mehr so oft zu interveniren und auf dem Pfandbriefmarkt würden die Kurse sich dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage besser anpassen. Die Regulierung wäre bequemer und sicherer.

Die Großbanken haben, wegen ihrer vielfachen Beziehungen zum gesammten Wirtschaftleben, ihrer zum Theil sehr großen Engagements in der Industrie, nicht zum Wenigsten aber in Folge der Verantwortung, die ihnen die Verwaltung fremden Kapitals auferlegt, ein sehr starkes Interesse daran, Börsenkrisen nach Möglichkeit vermieden zu sehen. So sah man auch jetzt die Haute Banque, die sich an dem eigentlichen Börsenverkehr ja nur wenig betheiligte, als Warnerin auftreten, sobald sich die ersten Anzeichen von Schwäche bemerkbar machten. Die Deutsche Bank aber hat sich nicht mit der Warnung begnügt, sondern nachher auch kräftig auf dem Industrieaktienmarkt intervenirt, als die Kurse ins Wanken geriethen. Faulen Zauber nennen die Einen, Pflichtbewußtsein die Anderen. Möglich, daß der Deutschen Bank daran lag, ihren neu zu emittirenden Aktien noch einen halbwegs guten Markt zu schaffen; aber nützlich ist es jedenfalls, wenn Publikum und Börse wissen, daß sie nicht ganz ohne Schutz sind, sobald die Noth am Größten wird. Mit Recht konnte deshalb Geheimrath Rießer, der ja selbst einst an der Spitze stand, es ein Verdienst der berliner Banken und Bankhäuser nennen, daß sie in kritischen Zeiten, besonders im Jahr 1900, durch thatkräftiges Eingreifen das Schlimmste verhindert haben. Die Rehrseite der Medaille zeigt freilich die hohe Belastung der eigenen Effektenbestände und die dadurch bedingte Verschlechterung der Liquidität. Das ist besonders unangenehm bei Jahreschluß. Die Bilanzen sollen günstig wirken; und oft werden dann, um allen irgendwie wegzubringenden Ballast zu beseitigen, ganze Posten von Effekten über den Jahreswechsel hinaus anderswo lombardirt. Soll man nun gar noch neues Material hinzunehmen und die Effektenposten anwachsen lassen? Diese Frage ist gerade jetzt brennend. Wir nähern uns dem Jahresende; und die

Börse bedarf ständig des Eingreifens der Banken. Wie werden diese Institute sich in der Zeit der Bilanzauflstellung verhalten, wenn der Kursrückgang andauert?

Nicht jede Hoffnung auf Intervention wird erfüllt. So hat die Deutsche Bank der viel geschmähten, aber oft ganz nützlichen Schaar der Koncertzeichner einmal einen argen Streich gespielt. Als sie im Mai 1903 die Aktien der Reichelt Metallschrauben-Fabrik an die Börse brachte, war die Nachfrage so groß, daß sie nur zu einem um 10 Prozent über den Einführungskurs hinausgehenden Preis befriedigt werden konnte. Wie fast immer, waren unter den Zeichnern sehr viele, die nur des Kursgewinnes halber subskribirt hatten, den ihnen der Verkauf der Effekten am Tag nach der Zeichnung bringen sollte. Diese Hoffnung vereitelte die Deutsche Bank, da sie das auf den Markt strömende Material nicht ausnahm, sondern den Kurs ruhig um 9 Prozent zurückgehen ließ. Der Bank ist damals dieses Verhalten sehr verdacht worden, schon weil dadurch auch solide Elemente abgehalten werden könnten, sich an der Subskription auf neue Papiere zu beteiligen. Der Vorwurf, nicht intervenirt zu haben, ist in diesen Tagen auch dem berliner Bankhaus Koppel & Co., mit Bezug auf die Aktien der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft, gemacht worden. Ende Oktober dieses Jahres wurde die beantragte Erhöhung des Grundkapitals (um 746 000 Mark) auf 3,90 Millionen von den Aktionären genehmigt. Koppel hat nun eine Garantie für die Durchführung der Transaktion übernommen; das Haus will selbst die neuen Aktien zum Kurs von 325 aufnehmen, den alten Aktionären aber 630 Stück davon zum Kurs von 335 zum Bezug anbieten. Ein allgemeiner Brauch ist, daß Garantiefonditate bei neuen Emissionen für die Zeit, in der das Bezugsrecht läuft, den Kurs der alten Aktien stützen, um den Bezug der neuen nicht werthlos werden zu lassen. Die Firma Koppel & Co. aber, der offenbar nicht viel daran liegt, daß die Aktionäre ihr Bezugsrecht ausüben, ließ den Kurs von 337 bis auf 337 sinken und sorgte erst dann, nach einer lauten Ermahnung, dafür, daß der Kurs wieder in die Höhe ging. Für die Aktionäre der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft war es natürlich kein Vergnügen, ein werthvolles Bezugsrecht wie Schnee in der Sonne hinschmelzen zu sehen. Die Aktionäre der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks-Gesellschaft können, wenigstens so weit die neuen Aktien des Unternehmens in Frage kommen, über ungenügende Intervention kaum klagen; das Garantiekonjortium hat sich durch neue Kapitalmächte so gefestigt, daß schon diese Gruppierung ein gewisses Zutrauen einflößen muß. Ursprünglich bestand das Konjortium aus der Darmstädter, der Bergisch-Märkischen und der Rheinischen Bank. Dann trat zunächst der Concern Dresden-Schaaffhausen bei; ihm folgten Nationalbank und Deutsche Bank und jetzt ist auch noch die Diskontogesellschaft hinzugekommen. Das ist wohl mehr, als Bernhard Dernburg je in seinen kühnsten Träumen sah. Interventionen wären hier leicht möglich, sind am Ende aber gar nicht einmal nöthig. Denn Deutsch-Luxemburger sind sacht um 20 Prozent gefallen, ohne daß es ein großes Getöse gab. Zum Schluß soll die Deutsche Bank noch wegen ihrer Intervention auf dem Goldmineumarkt gelobt werden, der eigentlich schon seit dem Transvaalkrieg böß aussieht. Die Minenfirma der Deutschen Bank, A Goertz & Co. Ltd. in London, hat nun ein Kauffyndikat mit einem Kapital von 250 000 Pfund Sterling gegründet, dessen Zweck die Aufnahme preiswerth angebotener Minenshares sein soll. Das sind kluge Interventionen. Der Glaube an ihre Heilkraft darf natürlich nie zu blindem Vertrauen verleiten. Ladon.

Notizbuch.

Nifonso, der junge König von Spanien, war nun endlich auch in Berlin. Der übliche Straßenpup: dürrig, bunt, geschmacklos. Das übliche Programm: Truppenbesichtigungen, Galabiniere, Zapfen, Galavorstellung. Nirgend's langweilen reisende Monarchen sich so wie in der Hauptstadt des Deutschen Reiches; fühlen sich nirgend's so unfrei, von früh bis abends genirt; bekommen vom Sehenswerthen nirgend's so wenig zu sehen. In Paris zeigte man dem schlanken Jüngling, dessen feiner Kopf mehr an Habsburg als an Bourbon erinnert und die Fürstenportraits des Meisters Velazquez im Gedächtniß auftauchen läßt, allerlei Hübsches: die Boulevards, Versailles, die Markthallen; führte ihn die Elite des Bühnenvolkes vor und ließ ihm Zeit, mit geistreichen Leuten zu plaudern und die Meizreize der schönen Otero zu bewundern. Da war der blasse Postumus, den der Vater im septen Stadium der Schwindsucht gezeugt hat, vergnügt wie ein harmloses Kind und das Attentat sogar trübte ihm nicht die Laune. Auch Berlin hat Manches, was die Mühe des Reisens lohnt. Museen, Fabriken, Orchester, Laboratorien, Waarenhäuser, Theater. Auch in Berlin leben Gelehrte, Künstler, Industrielle, Kaufleute, die ein Fremder von Distinktion wohl gern aus der Nähe betrachtet. Nichts davon wird reisenden Monarchen gezeigt. Noch immer gethan, als sei an der Spree die Residenz des Soldatenkönigs. Das preussische Heer ist sicher eine große Sache, die in ihrer Art auch ästhetischen Genuß schaffen kann. Doch ins innere Leben dieses Organismus vermag der Reisende, dem Regimentier im Paradeuniform vorgeführt werden, nicht zu blicken und die Häufung militärischer Schauspiele wird ihm leicht zur Last. Muß er schon auf die Eisenbahn: warum nicht nach Hamburg, Köln oder Frankfurt, statt nach Magdeburg und Hannover? Glaubi man wirklich, daß Döberitz ihn interessiert? Deutsche Landschaft, deutsche Menschen, deutsche Kunst: von Alledem sehen diese Besucher fast nichts. Die berühmigten neuberlinischen Marmorbegeleien, die uns schon genug Spott eingetragen haben. Hofleute, die auf der ganzen Erde nur an der Stickerlei auf ihrem Frack zu unterscheiden sind. In Berlin gabs im Hoftheater „Coppelia“; sehr schön, aber ein französisches Ballet, das man in Paris und Madrid eben so gut sehen kann. Im Neuen Palais „Damentrieg“: ein feines Exempel von Scribe, das berliner Hofmimenkunst aber nicht zu voller Geltung bringen kann. Zweimal also französisches Theater. In Hannover dann eine verstaubte Soldatenposse von Moser, deren Schnodderwitz keinem Ausländer die Lippe kränzelt. Warum nicht einen Akt „Göy“ mit Markowitsch und, mit Fedulein Destinn und den Herren Krauß und Bertram, das schönste Stück aus den Reichersringern? Das Joachim-Quartett oder unsere Hoffymphoniker unter Strauß? Ein kleines Drama aus unjerer Zeit, in dem die besten Spieler der Hauptstadt mitwirken? Warum nicht, wie anno Heinrich in New-York, ein Diner der Industriekapitäne? Die armen Potentaten lernen, auch wenn sie noch so weit reisen, die Welt niemals kennen. Hätte man dem jungen König den Rhein, das Ruhrkohlenrevier, den hamburger Hafen, in Berlin Kessels Waarenkathedrale, ein paar Fabriken, eine Elektrizitätentrale, eine Großbank, die Wertstatt eines Chemikers und Konfektionärs gezeigt, ihm nicht Alles verborgen, was deutsche Kunst einst geschaffen hat und heute noch schafft, ihm, statt ihn mit Besuchen und Gegenbesuchspflichten zu überbürden, Zeit gelassen, sich selbst in der Stadt das Sehenswerthe zu suchen, dann könnte der Bögling des Paters Montaña von Deutschland und von Berlin nun zu Haus doch Etwas erzählen. Jetzt kann er höchstens berichten, daß man ihn sehr nett behandelt, ihm sogar erlaubt hat, zuzuhören, als der Kaiser Siekruten vereidigte, sich da-

bei auf einen katholischen Habsburger berief und, im Land Triens, rief, er werde in seiner Arme keine Spötter dulden. Vorbei . . . Uns den Besuch für ein politisches Ereigniß aufzuschwagen, hat man diesmal nicht gewagt. Die offiziellen Reden waren noch unbeträchtlicher als sonst. Während der König in Berlin war, sagte in Madrid sein Ministerpräsident, Spanien sei mit dem franko-britischen Kolonialabkommen ganz einverstanden. Und vierzehn Tage vorher hatte Alfonso selbst zu Doubet gesagt: *L'Espagne désire vivement concorder ses intérêts avec ceux de la France; ce concert qui, jusqu'ici, a été parfait, suivra son cours naturel, à l'avenir.* Das klingt nicht, als sei die Pyrenäenhöhe unübersteiglich geworden und als dürften wir für die Staatsmordie der Karoffo-Konferenz getrost den Muthes auf spanische Unterstützung hoffen.

Merkwürdig war wieder die Rhetorik, die während der Besuchszeit in unser Ohr drang. Daß die Bürgermeister sich jedesmal, wenn irgend ein gleichgiltiger Herr durchs Stadthor fährt, dazu hergeben, am Wagenschlag ihr Sprüchlein zu sagen: darüber wundern sich Deutsche nicht mehr. Und nur bei uns gilt doch der Brauch; in allen anderen Ländern spart man solche Ehre für den heimkehrenden Sieger und überläßt den Potentaten, ob sie bei ihrem Besuch ins Rathhaus gehen und dort, wo sich gehört, vom Stadthaupt begrüßt sein wollen. Ein paar Sätze aus der Galataseprede des Kaisers. „Euer Majestät werden sich überzeugt haben durch den Empfang seitens der Bürgererschaft meiner Residenz, wie warm und innig die Herzen meiner Unterthanen Ihnen entgegenzuschlagen; es ist auf Euer Majestät die warme Sympathie, die mein Volk für Ihren durchlauchtigsten dahingeshiedenen Vater gezeigt hat, übertragen.“ Wer mag so seltsamen Irrthum wirfen? Deutsche Herzen, die dem König von Spanien warm und innig entgegenzuschlagen, wären in Berlins Stadtbereich nicht zu finden, und thätet Ihr tausend Vaternen anzulinden. Der Vater war, als die Pariser ihn ausgepiffen hatten, in Deutschland einen Augenblick populär; von dem Sohn weiß man nichts und kümmert sich deshalb nicht um ihn. Uebrigens sollte der Kanzler dafür sorgen, daß in offiziellen Reden nicht mehr von „Unterthanen“ gesprochen wird; seit Völkern und Fürsten Verträge schließen, ist der *subditus personalis* (perpetuus oder temporarius) aus dem Rechtsleben des modernen Bürgerstaates verschwunden. „Mit innigstem Antheil und regstem Interesse hat mein Volk die Entwicklung Eurer Majestät von Jahr zu Jahr verfolgt und mit Jubel begrüßt es heute den König von Spanien.“ An den Fingern einer Hand, glaube ich, sind die Deutschen herzuzählen, die je auch nur eine Minute an die Entwicklung Alfonsos gedacht haben; Leute, die jubeln, sind immer zusammenzubringen, wenn man die Straßen auspugt, Stunden lang dem wichtigsten Verkehr absperrt (der freie Bürger freut sich in unserem Klima offenbar solcher Willkür) und die Thüren des Karstalles ohne Eintrittsgeld zeigt. „Euer Majestät dürfen versichert sein, daß aus dem Herzen meiner Unterthanen sowohl wie meines Hauses und aus meinem stets Gebete zum Himmel aufsteigen werden für das Wohl Eurer Majestät, des spanischen Volkes und Eurer Majestät erlauchten Königshauses. Auf dieses Gebet leere ich mein Glas.“ Die Schlusswendung ist originell; die Sitte, auf ein Gebet zu trinken, hatte der deutsche Komment und bisher verheimlicht. Ob in Deutschland für Spanien und dessen Dynastie viele Gebete aufsteigen werden, dünkt Manche wohl mindestens zweifelhaft. Zu den Rekruten sprach, vor Alfonsos Ohr, der Kaiser: „Von heute an seid Ihr mein!“ (Womit das staatsrechtliche, auch das militärische Verhältniß nicht bezeichnet sein kann, wohl, wir dürfens hoffen, nicht bezeichnet werden sollte.) Anderen Rekruten wurden, vor dem selben Zeugen, die Bilder Leopolds von Oesterreich und

seines Eugenius, des edlen Ritters, vors Auge gerückt. Prinz Eugen wurde sein Leben lang am wiener Hofe vom Haß der spanischen Kammerlän verfolgt; ein Spanier läßt sich drum nicht gern an den „kleinen Kapuziner“ erinnern, dessen Wahlspruch war: „Oesterreich über Alles!“ Lieber an den frömmelnden Kaiser Leopold, den Mann Margarethas von Spanien, der streng nach dem spanischen Ceremoniale lebte. Protestantischen Soldaten aber könnte man ein nützlicheres Vorbild erdenken als diesen Herrn, der, in Oesterreich und in Ungarn, seine ganze Energie an die Ausrodung des Protestantismus setzte.

Warum Christinens Sohn gerade der „Damenkrieg“ vorgespielt wurde, weiß vielleicht das Oberhofmarschallamt; immerhin wars gut, daß nicht wieder „Charlens Tante“ gewöhlt wurde, die Cirkusposse, die der Kaiser sich in Homburg neulich zum dritten Mal vorpielen ließ. Und Coppelia? „Bei der Hauptprobe des neueinstudirten Ballets ‚Coppelia‘ ging Alles glatt bis zu einem slavischen Tanz, dem das richtige Tempo in der Tanzweise nicht beizubringen war. Der Kaiser hatte im Zuschauerraum Platz genommen und unterrichtete, als es bei der Probe nicht klappen wollte, Kapellmeister, Regisseur und Darsteller in sehr deutlicher Weise, wie die Tonarten fallen, wie die und jene Wendung ausgeführt werden müsse. Darob allgemeines Staunen. ‚Ja, ja, Sie sehen mich an‘, sagte der kaiserliche Regisseur (gemeint ist: der Balletregie führende Kaiser), ‚es ist aber doch so!‘ Natürlich wurde Alles gemacht, wie der Kaiser es wollte.“ Aus einem der Hauptblätter von Byzanz habe ich im vorigen Jahr diese Notiz abgedruckt. Seit der denkwürdigen Einföhrung wird beim Programmwurf für eine Galavorstellung jezt, wie es scheint, zuerst immer an „Coppelia“ gedacht. Markstein in der Balletgeschichte.

Ein Verstoß wider Anstand und Wirthspflicht bleibt noch zu erwähnen. Wird der König bald heirathen? Wann? Wen? So gings, während Alfonso bei uns war, Tag vor Tag. Die Begleiter wurden interviewt. Wann? Wo? Aus welcher Familie? Dann hieß es gar, aus Rodlensburg sei eine junge Prinzessin herbeigebracht worden, damit der König sie sehe und, wenn sie seinem Auge wohlgefällig sei, heirathe. Auf das arme Mädchen, das so taktlos auf den Markt gezerrt wurde, wird nun wie auf eine Verschmähte gewiesen. Als durch ein falsches Ursprungszeugniß, das in Paris einem berliner Artikel ausgestellt ward, in der spanischen Presse Verstimmung entstand, wurde der Kanzler mobil. Krüger wäre es gewesen, dem Unfug früher ein Ende zu machen. Was gehts uns an, wo Alfsduschen Brautschau hält? Müßten deutsche Fürstentöchter wie Meßwaare ausgedoten werden? Gehört zu den oberen und obersten Hofchargen jezt auch ein Schwadchen? Königen, die nichts Passendes finden, bleibt als letzte Zufluchtsstätte ja noch die Bossische Zeitung.

In Wien, wo man die Einfahrtstraße mit gewachsenen, nicht, wie bei uns, mit papiernen Blumen geschmückt hatte und Herr Lueger sich nicht in Pferdekopfhöhe rednerisch zu bemühen brauchte, soll Alfonso fröhlicher gewesen sein. Ketteres Programm, nicht so anstrengend; und im Kreis lieber Verwandten. Kurze Reden, in denen die alte östereichisch-hispanische Freundschaft erwähnt wurde. Auch diese Erinnerung wäre zu meiden gewesen. Die Oesterreicher haben Spanien immer Unglück gebracht und die Oesterreicherin Maria Christine hat das Werk ihrer Ahnen vollendet. Stets blieb sie am Manzanares die Fremde; schien nie bemüht, Land und Leute kennen zu lernen, den Charakter und die Bedürfnisse des Volkes zu erforschen. Oft ward ihr vorgeworfen, sie sorge nur für die Wahrung der streifen Ceremonialformen und sei im tiefsten Grund ihres engen,

abergläubigen Herzens froh, wenn kein Strahl den dunklen Sinn der Menge erhellte. UnterChristinensRegeuschaft ist dem Reich, dem einst die Sonne nicht unterging, Alles geraubt worden, was es noch zu verlieren hatte: Kolonialbesitz, Wohlstand, Prestige, innere Einheit. Der kränkelnde Postumus, der in seinem goldenen Säug von Spaniens drängenden Wünschen und Spaniens Leid weniger erfuhr als ein andalusischer Hirtenknabe, hat eine schlimme Erbschaft angetreten. Heer und Flotte untüchtig; die Führer mit ihrem Willensdrang mehr persönlichem Vortheil als dem Heil der res publica zugewandt. Ein Staatshaushalt, der jährlich fast eine Milliarde Pesetas verschlingt. Keine dem häftigen Wettbewerb jüngerer Kulturvölker gewachsene Industrie, kein modernen Verkehrsbedingungen angepaßter Handel; und den Ackerbau lähmt die Rückständigkeit des Betriebes. Der Bauer, der Kleinbürger wagt nicht mehr, auf bessere Tage zu hoffen. Der Proletarier schwört auf Igglesias, den Anarchisten, und harret ungeduldig der Stunde, da Saturnus' Saat aufgehen und der rote Schreden das Land reinigen, neuer Ernte den Boden bereiten wird. Die Frau ist in blind gläubigem Fanatismus dem Priester unterthan; seinem Wort horcht sie und flüchtet aus Angst und Noth in die finster ragenden Klöster, in die vorgeschobenen Forts der geistlichen Weltmacht, die wie ein schwarzer Gürtel die Hauptstädte einschnüren. Korruption aller Art hat überall ihre Minengänge gegraben. Mit staatlicher Beihilfe werden Monopole erschachert, die den Ärmsten Wucherzins abpressen und einen Klängel bereichern. Alles ist hohl, morsch, zum Untergang reif. Wenn Alfonso sich nicht nur amüsiren und als Chauffeur auszeichnen, sondern seinem Reich die Möglichkeit einer modernen Anspruchs genügenden politischen und wirtschaftlichen Organisation schaffen will, findet er schwere Arbeit. Schade, daß in den deutschen Städten ihm Alles verborgen ward, was seiner Erziehung zu einem brauchbaren Monarchen förderlich sein konnte.

* * *

Aus Hamburg erhielt ich den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, Sie sprechen im ersten Novemberheft von dem fraglichen Werth des zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten geplanten Professoren-austausches. Das giebt mir Anlaß, hier auf einen Plan hinzuweisen, der in Hamburg jezt eifrig erörtert wird. Der Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichtes, Herr Dr. Siebeking, hat (im Verlag von Otto Weisner) eine kleine Schrift herausgegeben, die den Titel trägt: „Die hamburger Universität“. Diese Universität soll nach dem Muster der besten amerikanischen Hochschulen errichtet werden. Die Einzelheiten des Planes kann Jeder aus Siebekings Brochure leicht kennen lernen. Wichtig scheint mir zunächst, daß nicht nur in Hamburg gebildete und nachdenkliche Leute zu einem Projekt Stellung nehmen, dessen Verwirklichung (die ja nicht genau Siebekings Vorschlägen zu entsprechen braucht) die Hochschulen des Deutschen Reiches um eine ganz neue, eigenartige und in die Zukunft weisende Schöpfung vermehren würde. Bei der Abgrenzung des Hörerkreises der künftigen hamburger Universität handelt sich nicht um die übliche University Extension, sondern um Einrichtungen, die auch dem nicht akademisch Vorgebildeten ermöglichen sollen, sich eine abgeschlossene, zugleich seinem praktischen Beruf nützliche wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Die Frage ist nicht nur für den hamburgischen Staat, sondern für ganz Deutschland deshalb so wichtig, weil Hamburg mehr und mehr eine Stellung im deutschen Leben erlangt, die es sich selbst vor dem Zollanschluß nicht erträumt hatte. Dabei denke ich nicht nur an den deutschen Welthandel. Deutlicher und beredter, als ich vermöchte, hat Das Karl Lamprecht schon 1899 gesagt; er hat damals, in einem Vortrag, auf die führende Rolle hingewiesen, in die Hamburg mit der Zeit hineinwächst. Schon

Siebeckings Plan beweist, daß sich diese Führerschaft allmählich auch auf rein geistigem Gebiet geltend zu machen trachtet. Und da nun einmal in Deutschland jede Frage, die das Universitätsleben berührt, auch heute noch immer über die akademischen Kreise hinaus warmen Interesses sicher sein kann, ist es nur in der Ordnung, diese hanseatische Anregung auf das weiteste Forum zu ziehen. Sehr ergeben Dr. Heinrich Spiro."

„Ein Beitrag zu dem unerfreulichen Verhältniß zwischen der preussischen Regierung und der berliner Stadtverwaltung. Das Ministerium hatte dem ‚Werkring‘, dessen Ziele hier neulich von einem Mitglied dargelegt worden sind, eine Geldunterstützung versprochen, damit an der nächstjährigen Gewerbestaustausstellung in Dresden auch eine geschlossene Künstlervereinigung aus Berlin theilnehmen könne. Voraussetzung war jedoch, daß die Stadt einen eben so hohen Beitrag gebe. Das ist dem ‚Werkring‘ von dieser Seite auch versprochen worden und im Vertrauen darauf haben die Künstler ihre praktischen Arbeiten, die beträchtliche Auslagen erfordern, in Angriff genommen. Jetzt zieht die Stadt plötzlich das gegebene Versprechen zurück und auch die Staatsunterstützung wird nun fortfallen. Wahrscheinlich wird also Berlin auch in Dresden wieder, weil es nicht würdig vertreten ist, von den kleinsten Provinzstädten beschämt werden. Es ist ein neuer Beweis, wie unfähig unsere Stadtverwaltung ist, die nicht materiellen Interessen und die Würde der Hauptstadt des Deutschen Reiches wahrzunehmen. Und doch steht an der Spitze ein Bürgermeister, der in seinen liberalen Romanen von Architektinnen zu erzählen weiß, die sich zu modernen Anschauungen ‚durchringen‘. Aber Literatur und Leben ist auch bei Bürgermeistern Zweierlei.“ Das schreibt mir ein Künstler. Ich glaube er thut dem Bürgermeister, den er meint, Unrecht. Wenn es nach Herrn Dr. Reiche (der zweite, nicht erste Bürgermeister ist und ein ziemlich eng begrenztes Dergernat hat) ginge, lähe es in Berlin wohl auf manchem Gebiet kommunaler Kunstpolitik anders aus.

Was ich im letzten Oktoberheft (unter dem Titel „Personalien“) über die Leistung deutscher Diplomatie sagte, scheint manchen Betitelten geärgert zu haben. Zuerst wurde munter dementirt. Graf Alvensleben soll das Räthen des Asienkrieges nicht rechtzeitig nach Berlin gemeldet haben? Unsinn; in Berlin wußten die Maßgebenden ganz genau, daß der Krieg unvermeidlich sei. Erstens von Waldersee, der auch den Sieg der Japaner schon vorausgesagt habe; und zweitens von Alvensleben. Diese unfähigen Tshinowniks lügen mit einer Dreistigkeit, die bessere Diplomaten nur mit äußerster Anstrengung aufbringen. Als Waldersee in Japan war, hoffte der Mikado selbst noch, den Krieg vermeiden zu können; und er wäre vermieden worden, wenn die Allegejew, Abasa & Co. den Zaren nicht so schlau belogen hätten. Waldersee war ein sehr komplizirter Herr, der sein Urtheil gern mächtigen Wünschen anpaßte. Erweislich wahr ist, daß er mehr als einmal die Ueberzeugung ausgesprochen hat, wenn es zum Krieg komme, werde Rußland zuerst, wie immer, geschlagen werden, schließlich aber siegen; und dieser Glaube hat lange auch den Großen Generalstab des deutschen Heeres beherrscht. Erweislich wahr ist ferner, daß nicht nur der preussische Finanzminister, sondern auch das Auswärtige Amt in den ersten Februartagen des Jahres 1904 den Frieden für gesichert hielt und vom Ausdruck des Krieges jäh überrascht wurde. Wozu also der dumme Schwindel? Weiter. Herr von Schoen, Alvenslebens Nachfolger, ist ein Gigant. Reinnetwegen; ich frage nur noch einmal: Wo hat ers bewiesen? Als Hofmarschall des Herzogs von Koburg? Als er in Berchtesgaden die Söhne des Kaisers inspaziren führte? Als Anekdotenergähler an Bord der „Hohen-

zollern"? In Kopenhagen sicher nicht; da hat, während er das Deutsche Reich vertrat, England Alles erreicht, was es haben wollte. Wer dagegen den „begeisterten Empfang des Kaisers“ ansieht, mag sich an Schulkinder wenden; ich spreche zu erwachsenen und ernsthaften Leuten. Und bin zu höflich, um die Spottnamen aufzuzählen, mit denen sehr Maßgebende vor Kurzem noch den Giganten bedachten. Auch in der Flug und anständig bedingten Kolonialischen Volkszeitung wurde (in einem aus Berlin stammenden Artikel) die Berechtigung meiner Kritik bestritten. Wichtig sei nur, daß bei uns unerschämte gelogen werde. Besser als Fürst Bülow könne es aber kein Anderer machen. Denn wir sind allen Ländern „zu stark, militärisch und auch wirtschaftlich zu mächtig; man fürchtet, auf dem Weltmarkt durch unseren Wettbewerb erdrückt zu werden, man fürchtet im Fall eines Zusammenstoßes auch die Ueberlegenheit unserer Armees; und die Furcht ist die Mutter des Hasses. So zeigt sich in den verschiedensten Ländern eine starke Neigung, gegen Deutschland zusammenzugehen. Das können wir aber auch durch die schlaueste Politik nicht ändern“. Der Mann, der Deutschland in solchem Glanze sieht, ist zu beneiden. Mit dem Politiker, der die verhängnißvollen Fehler des Fürsten Bülow noch immer nicht erkannt hat, mag ich nicht streiten, weil er, nach meiner Ueberzeugung, nicht weiß, was geschehen ist, geschehen konnte und mußte, gar nicht ahnt, was seit anderthalb Jahren zu erreichen war und verloren ist; weil auch ihm selbst der dicke Lügen Schleier das Licht verhängt. Nur persönlich möchte ich mich mit ihm, dessen Stimme redlich klingt, auseinandersetzen. Er behauptet, ich hätte den Freiherrn von Eckhardtstein „gelobt“. Ich habe nur gesagt, dieser Schwiegersohn Napoleons sei, weil er mit Cityleuten in Berührung kommt, über die Kriegsgefahr besser als die im Dunstkreis der Zunft Lebenden unterrichtet gewesen, habe in Berlin abermit zwei Sturmwarnungen keinen Glauben gefunden. Das ist erweislich wahr. Wenn der für Köln Politisirende die „Zukunft“ öfter gelesen hätte, wüßte er, daß der Freiherr von Eckhardtstein keinen Grund hat, mit mir zufrieden zu sein. Würde auch nicht schreiben, da ich „schon im Sommer Geheimnisse gewußt habe, die jetzt erst bekannt geworden und bestätigt sind, auch von vielen Dingen Bescheid wisse, die sich am Hof zutragen“, sei anzunehmen, daß mich „sehr vornehme Leute instruiren; und Das sind wahrscheinlich Persönlichkeiten, die den Reichskanzler beerben möchten“. So tief ist deutsche Publizistik leider heruntergekommen, daß solcher Glaube begreiflich wird. Ich kenne keinen Menschen, der den Reichskanzler beerben möchte; nach dem Fürsten Bülow, der Deutschlands Lage so unbequem gemacht hat, wie selbst unter Chlodwig noch Niemand fürchten konnte, Kanzler zu werden, ist ein onus, das kein Vorständiger erstreben wird. Und die Instruktionen? Ich habe jedes Jahre lang in Bismarcks Haus verkehrt: und nie hat der Fürst, dem Alter und Autorität es doch eher als jedem Anderen erlauben konnten, mir auch noch so leise den Wunsch angedeutet, Dies oder Jenes von mir geschrieben zu sehen; hätte er's gethan, dann wäre ich, so schwer der Verlust mir geworden wäre, nicht wiedergekommen. Wenn nun gar aus dem Epigonenhause sich Einer einbildete, mir Instruktionen oder auch nur Winke geben, mich seiner Privatpolitik dienstbar machen zu können, dann würde ich ihn, ohne mich zu ärgern, artig, doch schnell ans Hausthor geleiten. Je bois dans mon verre: je Klein es sein mag. Und muß den „vornehmen Herren“, mit denen ich auf ihren Wunsch zusammenkomme, bezeugen, daß sie nie versucht haben, mich zum Werkzeug ihres Willens zu werden.

Das erste Glas gilt dem Hüter des Deutschen Reiches, dem Fürsten, der weitsehenden Auges die Geschichte unseres Vaterlandes leitet, dessen machtvolle Persönlichkeit überall den Glanz und das Ansehen des deutschen Namens stützt und schützt, dem Für-

sten, der durch Mäßigung und Weisheit, aber auch durch die Entschlossenheit seiner Regierungspolitik den Frieden gefördert hat, dem Fürsten, unter dem Handel und alle Gewerbe in Deutschland sich so entwickelt haben, daß, dank der Thatkraft, dank der Arbeitsfreudigkeit, dank der Geschicklichkeit des deutschen Volkes, das Deutsche Reich eingetrückt ist in die erste Reihe der Handel und Gewerbe treibenden Nationen. Wenn unsere Gedanken reinig sind in dem Wunsch für das Glück und die Größe unseres Vaterlandes, so können wir unsere Wünsche nicht würdiger zusammenfassen als in dem Ruf: Kaiser Wilhelm der Zweite lebe hoch! Diese Rede lasen wir in der vorigen Woche. Wer spricht so? Ein Hofmann? Ein Konservativer mit Söhnen in der Armee? Ein Oberbürgermeister, dem noch die Kette, der rothe Vogel oder der Geheimrathstitel fehlt? Nein: Herr Johannes Kaempf, Städtältester von Berlin, Präsident der Aeltesten der Kaufmannschaft, im Reichstag Vertreter der Freijünnigen Volkspartei. Demokrat also; was man so einen Volksmann mit Rückgrat nennt. Wortführer der Partei, die täglich verkündet, im Deutschen Reich werde gegen Handel und Gewerbe regirt, das Börse- und Brauntweingesez, die Fleischsperrre und der neue Zolltarif bringe die Industriellen und Händler an den Bettelstab. Wenn dieser Johannes sich im Parlament wieder einmal über die systematische Schädigung des Handels erhebt, lieft ein böshafter Agrarier ihm gewiß die weißebohle Festrrede vor. Ob der gestrenge Herr Eugen Richter in seiner Krankenstube davon erfuhrt? Vielleicht hätte er seinem sonderbar schwärmenden Zünger dann gerathen, seine Thatkraft, Arbeitsfreudigkeit und Geschicklichkeit hinzüro im Herrenhaus glänzen zu lassen.

Zwei neue Männer auf Tod. Der Oberlandesgerichtspräsident Beseler wird Preussens Justizminister. Eine gute Wahl. Schon vor anderthalb Jahren wurde hier gesagt, ein besserer Mann sei im engen Kreis der tauglichen Kandidaten nicht sichtbar. Die Leitung der Kolonialgeschäfte ist dem Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg übertragen worden. Nachdem der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Herr Dr. Wiegand, wie es heißt, das Amt dankend abgelehnt hatte. Daß ers ablehnen werde, konnte Niemand bezweifeln; doch Einer, der von Hamburg nach Bremen hinüberblickt, hatte vielleicht Grund, dem lästigen Friesen das Obium dieser Ablehnung zu wünschen. Der Erbprinz zu Hohenlohe soll als Regent von Koburg und Gotha ein achtbares Verwaltungstalent gezeigt haben. Die deutschen Kolonien kennt er nicht; hat sich für Kolonialangelegenheiten öffentlich bisher auch nicht interessiert. Da eine Reise nach Afrika heutzutage eine kurze Spazirfahrt ist, sollte man unsere von schwerem Gebrechen heimgesuchten Kolonien nicht einem Mann anvertrauen, der sich aus Büchern, Karten, Berichten erst mühsam ein Bild von ihnen machen muß. Kennt, wenn Herr Dr. Stübel weg ist, im ersten Beamtenglied überhaupt noch Jemand Deutschlands überseeischen Besitz? Wunderlich ist auch der Gedanke, daß ein dem (internationalen) höchsten Adel Angehöriger dem frisch gefürsteten Kanzler untergeben sein, ein dem König von England nah Verwandter das deutsche Interesse gegen Britannien wahren soll. Daß die Hohenlohes noch nicht abgethan seien, war nicht erst seit gestern bekannt. Daß dieser Staatssekretär, schon weil er den Kaiser öfter sieht, immer mehr sein wird als andere Staatssekretäre, ist klar. Eine seltsame Wahl. Vielleicht war sie das Resultat zweier Wünsche, die ein Weisches und untereinander schienen. Des Wunsches, einen Mann, der einst an die höchste Spitze treten könne, im grellen Licht der Oeffentlichkeit und namentlich auch im Parlamentsfeuer einzuzerziren; und des anderen, einen gefährlichen Konkurrenten auf dem unbequemen Posten des Kolonialgeschäftsleiters rasch und ruhmlos verbraucht zu sehen. Wer Stübels Erbe antritt, müßte schon von besonderem Kaliber sein, wenn er hoffen dürfte, von diesem Sorgenstuhl aus einst den Kanzlersitz erklettern zu können.

Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

1000 Stück verschied. Briefmarken,
alle echt, nur M.K.— u Porto.
Sende seltene Marken zur Auswahl.
H. Würdemann junr., Oldenburg l. Gr.
NB. Auch Ankauf von Sammlungen.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

Das Geheimnis der Seele ergründet!

Soeben erscheint: Hudson,

Das Gesetz der psychischen Erscheinungen.

2. Aufl. in 7 Lieferungen à Mk. 1,20.
Eleg. brosch. Mk. 8,40, geb. Mk. 10.—

Verlag von Arwed Strauch, Leipzig.

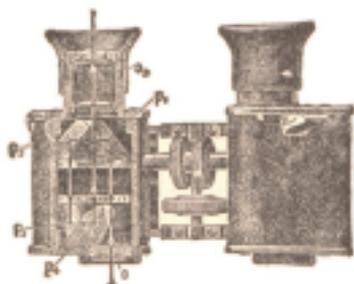
Schönstes Weihnachtsgeschenk für Raucher!

(Höchst prämi. Aerztl. ausgezeichnet begutachtet u. empfohlen.)
Die Friedenspfeife resp. Friedensspitze für Cigarren oder Cigaretten bindet ehemisch das Nicotin ohne Schädigung des Aromas. Gutachten, Preislisten gratis, franco. Gegen Einsendung von 75 Pf. Bruyerepfeife, für 65 Pf. Cigarren- oder Cigarettenspitze mit D. R. P. 195 197 franco.

Dresden-A. 4, Ammonstr. 22.

E. Landfried.

Goerz-Triöder-Binocles



Für Theater, Jagd, Reise, Sport und Militärdienst. Unübertroffen an Bildschärfe. Viermal grösseres Gesichtsfeld als Operngläser alter Construction. In vielen Armeen eingeführt und amtlich empfohlen. In Tragen und Handhabung bequem. Erhältlich bei den Optikern aller Länder und bei

Optische
Anstalt

C. P. Goerz

Aktien-
Gesellsch.

Berlin-Friedenau 56.

LONDON

NEW YORK

PARIS

Götz Krafft

Die Geschichte einer Jugend
Roman in vier Bänden von Edward Stilgebauer

Schluss-Band
soeben erschienen

Preis pro Band brosch. 4 Mk., gebunden 5 Mk.

Bisher **145.000** Bände
wurden verkauft

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von Rich. Bong, Berlin W. 57

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** Gegr. 1855
für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Restaurant

Hotel „Der Kaiserhof“

Täglich Tafelmusik 7—12 abends.

Eingang Haupt-Portal

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Freitag 24./11. Abends 8 Uhr.
Sonnabend 25./11. Abends 8 Uhr.
Sonntag 26./11. Abends 8 Uhr.
Montag 27./11. Abends 8 Uhr.

**Der Gaukler unserer lieben Frau.
Hoffmanns Erzählungen.
Der Gaukler unserer lieben Frau.
Der Gaukler unserer lieben Frau.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Direktion: Hans Gregor.

Cabaret

Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansaal.
Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.
Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.
Jeden Donnerstag 5 Uhr Tee.

Berliner Theater.

Spielplan vom 24. - 26. November 1905.
Freitag: 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Hamlet.** — Sonnabend: 3 Uhr
Nachm. Schüler-Vorst. **Kabale u. Liebe.**
Sonnabend 7 $\frac{1}{2}$ U. Abds. 2. I. Mal **Anne Marie.**
Vorher: **Der Geigenmacher v. Cremona.** —
Sonntag: 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Hamlet.** — Montag: 7 $\frac{1}{2}$ U.
2. 25. Mal. **Andalucia.** (Wohltätigkeits-Vor-
stellung.) — Dienstag: 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Anne Marie.**
Vorher: **Der Geigenmacher von Cremona.**
Mittwoch: 7 $\frac{1}{2}$ Uhr. **Hamlet.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Theater des Westens.

Spielplan vom 24. - 26. November 1905.
Freitag 8 Uhr. Abonn.-Vorst. **Wiener Blut.**
Sonnabend 3 U. Nm. Kl. P. **Kriemhild's Rache.**
Sonnabend 7 $\frac{1}{2}$ U. Abds. Gastsp. **Yvonne de
Treville. Der Barbier von Sevilla.**
Sonntag 3 U. Nachm. 1/2 Pr. **Der Freischütz.**
Sonntag 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Abds. **Die Zauberröte.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: Dr. Martin Ziekel, Friedrichstr. 236.
Freitag 24./11. Abend 8 Uhr.

Der Familientag.

Sonnabend 25./11. Abend 8 Uhr

Die heilige Sache.

Sonntag 26./11. Abend 8 Uhr.

Jahrmarkt in Pulsnitz.

Die weiteren Tage siehe Anschlagstule.

Passage-Theater.

Bozena Bradsky in ihrer entzückend.
Duncean-Parodie
Paul Jülich u. 14 erstkl. Nummern. **Anfang 8 Uhr.**

Hôtel

„Der Reichshof“

Wilhelmstr. 70a, dicht an den Linden
Tägl. ungarisches Streich-Orchester
vom 16. Nov. ab tägl. Wiederauftreten

Rigo unter persönl. Leitung.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Holländer.**

Walden a. D. **Miss Clifford a. D.**
Bender. **Giampietro.**
Josephi. **Frid Frid.**
Massary. **Steidl, Lilly Walter.**

Thalia-Theater

Direction: Kren u. Schönfeld.

Bis früh um fünf^{te} m. Thielscher i. d. Hptrolle.

— Samstag, den 25. Abd. 7 $\frac{1}{2}$ Uhr: **Trilby.** —

Kleines Theater.

Spielplan vom 24. - 26. November 1905.

Freitag: 8 Uhr. **Hidalgo.**
Sonnabend: 8 Uhr. **Ghetto.**
Sonntag: Nachmittag geschlossen.
Abends 8 Uhr. **Ghetto.**

In Vorbereitung: **Austragung. Antigona.**

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Gebrüder Herrfeld-Theater

am Stadtbahnhof Alexanderplatz.

Täglich:

Familientag im Hause Prellstein

Komödie in 3 Akten v. A. u. D. Herrfeld.

Anfang — auch Sonntags — 8 Uhr

Vorverkauf 11-2 Uhr.

Luise Theater

Freitag 24./11. 8 U. Ein **Blitzmädel.** Sonnabend
25./11. 8 U. **Der Velleitenfresser.** Sonntag
26./11. 8 U. **Hamlet.** Montag 27./11. 8 U. **Hamlet.**
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Ibach, 1794 gegründet,
Hofpianosortefabrik,
BERLIN W., Potsdamer Strasse 22 b.

Flügel u. Pianinos
in allen Holz- und Stil-Arten.

Event. Eintausch älterer Instrumente bei
Neukauf.

➔ Vorzügliche Stimmungen. ➔

St. Louis 1904 Grand Prix

Lagerbierbrauerei E. Haase, Breslau

Grösste Privatbrauerei im Königreich Preussen

Letzter
Jahresverkauf: **321 882** Hectoliter.

Für Berlin und Umgegend findet der Vertrieb meiner Lagerbiere, hell und dunkel, Pilsner, Märzen und Bockbier, letzteres nur während der Wintermonate, in Gebinden und Flaschen, nicht mehr durch Herrn Gustav Haesen, Schlesische-Strasse 28, sondern so lange durch meine neu errichtete eigene Niederlage

Berlin O.¹⁷, Mühlenstr. 73/74

Tel. Amt VII, 3311

statt, bis ich wieder die Räume in meinem eignen Grundstücke Schlesische-Strasse 28 in Benutzung genommen haben werde.

Ich ergreife diese Gelegenheit, meinem sehr geschätzten Kundenkreise für die meinen Produkten bisher in so reichem Maasse entgegengebrachte Anerkennung verbindlichst zu danken und zu bitten, mich auch fernerhin in gleicher Weise freundlichst mit Aufträgen beehren zu wollen.

Lagerbierbrauerei E. Haase, Breslau.

Via America!

Union Postale Internationale
CARTE POSTALE 寄信合聯決部國聯

3
7
11

An die
 Fabrik für Füllfederhalter Gegenstände
 H. Hennef (Sieg)
 Deutschland

JUNTEUDO HOSPITAL
 TSUNEJI SATO
 Dr. med.
 SAKURA, JAPAN

1905
 2.405 & 2
 SIEG

Sehr geehrter Herr! Sakura, d. 17. 2. 05

Ihren Klio-Füllfederhalter habe ich in der
 Deutschen Landesausstellung zu Dresden 1903 ge-
 kauft, als ich noch dort war und seither bin
 ich damit außerordentlich zufrieden, nicht nur der
 Billigkeit desselben wegen, sondern einmal
 auch der Vorzüge wegen, die darin bestehen,
 dass man zu jeder Zeit jede gewohnte Feder
 verwenden kann, was bei anderen Füllfedern
 kaum möglich ist. — Da aber leider vor
 einigen Tagen der von mir schon lange gebrach-
 te Ihre Füllfederhalter verloren gegangen
 ist, so bitte ich Sie, mir ungeachtet ein Ex-
 emplar zum Preis von Mk 5,- per Nachnahme,
 als Muster ohne Wert zu senden zu wollen.
 Junten Hospital Hochachtungsvoll
 Tsuneji Sato Dr. med. Tsuneji Sato

Auch in Japan ist „Klio“ als der beste Füllfederhalter anerkannt wie
 aus vorstehend abgebildeter Postkarte hervorgeht.

Mit Sauger zum Füllen ----- M. 5.- p. Stück
 Mit Selbstfüller ----- M. 5.- p. „

in allen einschlägigen Geschäften erhältlich, wo nicht direct

Fabrik für Gebrauchsgegenstände Hennef (Sieg) 24.
 G. m. b. H.

Größte und leistungsfähigste Füllfederhalter-Specialfabrik des Continents.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Großherzog. Geschäftl. u. Fabrikat. Kollektorat. Bülow u. Planke-
 Schrift. Clavinet 100 400 R. an bis zu dem feinsten Konzert-Pianino zu 650, 750 R. u. Flügel
 von 800 R. an. Gebrauchte Pianinos 250 R. Gebrauchte Flügel ca. 350 an, darunter Bechstein,
 Blase, Duxen, Schwedten, Kaps, Steinway & Sons, auch billig gar Wien, neu und
 gebraucht, eben, ohne Transportkosten. Große Auswahl. Anlässe Zahlungsbedingungen. Zinsen.
 Katalog gratis und franco.

Eingesandt!

Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu
 haben, und wo schon, ist es zumeist nicht billig.
 Nun lassen sich jedoch, was wohl vielen Lesern
 und Hausfrauen noch unbekannt, von Jedermann leicht die feinsten Tafelliköre, wie
 à la Chartreuse, à la Bénédictine, Curaçao, Cognac, Rum, Bergamotte etc. selbst
 bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die den aller-
 besten Marken gleichkommt. Es geschieht dies mit Jul. Schrader's Likör-Patronen,
 welche die Firma Julius Schrader in Feuerbach bei Stuttgart 18 für ca.
 90 Sorten Liköre bereitet. Jede Patrone gibt 2½ Liter des bair. Likörs und kostet je nach
 Sorte nur 60—90 Pfg. Man verlange von genannter Firma gratis und franco deren Broschüre.

Harmoniums

der Firma **Schneidmayer-Harmonikfabrik** Gschlerten
 Er. Josefstr. 4. Heilbronn und Königs. Berlin, Bülow-
 strasse 46. Kreschann von den ersten Musik-Instru-
 menten. Überaus feine Holz- und Eisenorgeln usw.

Nr. 180 an. Man bestelle bei illustrierten Katalog gratis und franko.

SONNENHELL

BUSCH-PRISMA-BINOCLE DOPPELT-LICHT.

Zu beziehen d. alle optisch. Handlungen, Kataloge gratis u. franko
 Rathenower Opt. Industrie-Anstalt, vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow

Hochelegante Neuheiten in Juwelen Gold- u. Silberwaren, Tafelgeräten, Uhren etc.
 aus den Pforzheimer Gold- u. Silberwaren-Fabriken bezieht man zu äusserst billigen Preisen von

F. Todt, Pforzheim.

Spezialität: Feinste Juwelenarbeiten mit echten Steinen.
 Versand direkt an Private gegen bar oder Nachnahme.



No. 945.
Sehlingerring
 14 karat. Maltgold m.
 echtem Rubin und
 Brillant M. 65.75.



No. 937.
Eleg. Ring
 14 karat. Gold mit
 echtem Smaragd Sa-
 fir oder Rubin und
 Brillanten M. 450.—



No. 916. **Moderne Brosche**
 14 karat. Gold mit Platinafassung mit
 echtem Brillant und Diamanten
 M. 105.—



No. 932.
Moderne Brosche
 8 karat. Gold mit Rubin-
 Mixt und echter Perle
 M. 8.25.



No. 844 **Nadel**, 14 kar.
 Maltgold m. echt. Brill.
 M. 70.— und höher je
 nach Grösse d. Steines.

No. 19. **Moderne Besteck**
 Alpaca-Silber garantiert,
 stärkste Silberauflage.
 12 Tafell. oder Gabel. M. 30.
 12 „ „ Messer „ 27.



Reich illustrierte Kataloge mit über 3000 Abbildungen gratis und
 franko. — Firma besteht über 50 Jahre, auf allen beschickten Ausstellungen prämiert. —
 Alle Schmucksachen werden modern umgearbeitet, altes Gold, Silber und E.Jelsteinen werden
 in Zahlung genommen.

Vornehme Herren-Garderobe Anzüge nach Maass von 48 Mark an.
Grosse Auswahl englischer u. deutscher Stoffe.
 S. Klinkowski, Berlin W., Leipzigerstr. 24 II. Telefon Amt I, 3522.

Lebens-Versicherung.

VICTORIA zu BERLIN.

Lebens-Versicherungsbestand: über 1 Milliarde u. 200 Millionen Mk.
 Gesamt-Vermögen: über 1/2 Milliarde Mk.

Prämien- und Zinsen-Einnahme in 1904: 105,473,467 Mk.

Pro 1904 erhalten die Versicherten 20,945,543 Mark Überschuss
 als Dividende.

Volks-Versicherung.

VICTORIA.

FEUER-VERSICHERUNGS-ACTIEN-GESELLSCHAFT.

==== Ganz neue liberalste Bedingungen. ====

Feuer-Versicherung.

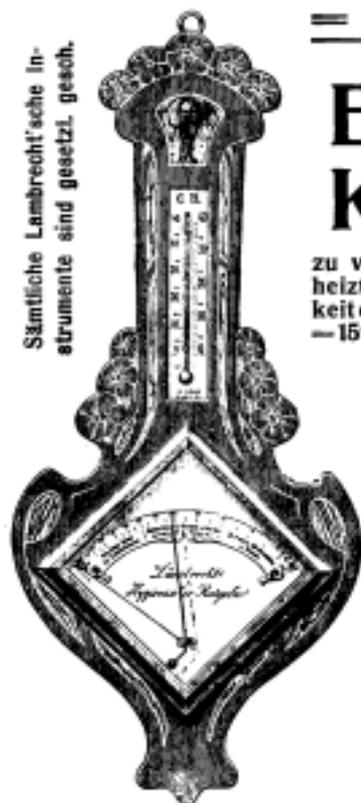
Unfall-

Haftpflicht-

Einbruch-

Diebstahl-

Sämtliche Lambrecht'sche In-
 strumente sind gesetzl. gesch.



Modell 1905.

==== Praktisches Festgeschenk! ====

Um

Erkältungen, Katarrhe etc.

zu verhüten, soll nach Dr. Fleischer in ge-
 heizten Wohnräumen die relative Feuchtig-
 keit der Luft = 40 bis 75% und die Temperatur
 = 15° R. od. 19° C. betragen. Beides wird durch

Original Lambrecht's Hygienischen Ratgeber

angezeigt, der zugleich einen vor-
 nehmen Zimmerschmuck bildet. Er-
 hältlich in verschied. Ausstattungen

Preis M 12.50.

Man verl. ausdrücklich Gratis-Preisliste No. 153.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta.)

Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft,
 der gross. gold. u. versch. and. Staatsmedaillen

Vertreter an allen grösseren Plätzen
 des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und
 die österröschischen Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Seben erschien, bis zum Tage der Drucklegung ergänzt, die neue, um 17 Bogen vermehrte

28. Auflage (1906)
von
Schaubeks Permanent-Album

In allen Preislagen bis zu M. 200.— pr. St. mit Baum für sämtl. existier. Postwertzeichen und mit 2115 resp. 6794 Abbildungen versehen. Alle Ausgaben von M. 28.— an mit ges. gesch. abwechselbarem Einband u. **auswechselbaren Blättern.**

Für jedes Postwertzeichen ein besond. Feld. **Nie veraltend.** Die wählb. Sachzüge gelangen direkt nach jedem Lande zur Einfügung, daher wirkliche Dauer-Alboms auf Lebenszeit.

Überreicht an zuverläss. Textbearbeitung. Ferner Album für mittlere Sammler mit den Preisangaben für jede einzelne Marke, also **ALBUM u. Katalog zusammen.** Raum für 7000 bis 12000 Marken: M. 1,75 bis M. 6.—

Album für Anfänger v. 10 Pf. bis M. 1,50. Ausführlich. Gratis-prospekt über Album und Sammler-Recherchen bitte an verlangen. **Überall erhältlich.** Geg. Vorberkündung des Betrags Franko-Aussendung. Inverhalt Deutschland-Oesterreich von

C. F. Lücke, Leipzig,
G. m. b. H.
Verlag des Schaubek-Albums.

Juvenal, Roms Weiber

Deutsch v. Dr. Maximilian Kohn.

In Russland verboten.

2. bis 3. Tausend. 50 Pfg.

Verlag von Johannes Kriebel, Hamburg, Steinstrasse 3.

Wir kaufen stets:
ganze Bibliotheken **Werke von Wert**
sowie einzelne
und zahlen die höchsten Preise: Abschätzung auf Wunsch an Ort und Stelle
Antiquariat Lipsius & Tischer, Kiel.

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe 317 Seiten Gr. 8°. M. 7.—, Lwb. M. 8,50, Hfz M. 9.—. Ausführliches Verlagsverzeichnis gr. franko.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.

Habsburgerstr. 10.

Schriftstellern,
Gelehrten,

sowie allen denjenigen,
welche künstlerische und
litterarische Interessen
verfolgen, wird eine
vorzügliche Gelegenheit
geboten, sich an einem
rühmlichstbekannten Verlage
mit vornehmen
litterarischen Tendenzen
unter günstigen Bedingungen
zu beteiligen. Offerten sub. N. 3,
4694 an Rudolf Mosse,
Berlin, Potsdamerstr. 33.

— ? : (Neu) —
Leni Wutki und andere
Geschichten
nebst e. verdeckten Boigericht von Dr. Elm
(Dresden, Pierson) Mk. 2,50. (Drei less. Volks-
erzähl. mit e. vertraut. bedeuts. Beigabe als
Hauptache). Geg. Betrag od. Nachnahme frko.
Keyser'sche Buchhandlung, Erfurt.

J. D. Sauerländers Verlag in Frankfurt a. M.

Soeben erschienen die ersten sechs Hefte (I. Semester) der neuen Zeitschrift:

„Mutterschutz“

Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik.

Herausgegeben

von

Dr. phil. **Helene Stöcker,**

Berlin-Wilmersdorf.

Preis: Halbjährlich (6 Hefte) M. 3.—; Einzelheft 60 Pfg.

Inhalt der ersten Hefte: An unsere Leser! — Dr. phil. Helene Stöcker, Zur Reform der sexuellen Ethik. — Prof. Dr. Bruno Meyer, Psychologie der Geschlechtsmoral. — Dr. Ivan Bloch, Liebe und Kultur. — Dr. Max Thal, Hygiene contra Ethik? — Maria Lischnewska, Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. — Dr. Karl Hagemann, Frauenrecht und Sittlichkeit. — Dr. M. G. Conrad, Multatuli, Frauenbrevier.

Angekündigte Aufsätze für das zweite Semester: Clara Muche, Geseudes Triebleben als Grundlage der Geschlechtsmoral. — Dr. Ludwig Wilsner, Die Bedeutung der Ehe für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. — Prof. Dr. Max Fleisch, Ehe, Hygiene, und sexuelle Moral. — Dr. Willy Heilpach, Zur Psychologie und Psychopathologie der Verführung. — Frau Prof. Schoenflies, Die sexuelle Ethik und die Bewertung der hauswirtschaftlichen Arbeit.

Ausserdem bringt jedes Heft ausführliche literarische Berichte, eine interessante Zeitungsschau: „Zur Kritik der sexuellen Reformbewegung“, ferner aktuelle Nachrichten aus der Tagesgeschichte, die Mitteilungen des Bundes für Mutterschutz und einen Sprechsaal.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie durch den unterzeichneten Verlag.

— Probehefte gratis und franko. —

Frankfurt a. M.,
Finkenhofstrasse 21.

J. D. Sauerländers Verlag.

Aktuell!

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

Kaiser Otto III.

Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem „Toten Löwen“ hat hier der Verfasser in dem Sturze des Reichskanzlers Willigis von Mainz einen welt-historischen Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler dramatisch gestaltet. In Eckard von Meissen wird man die Gestalt eines geliebten Siechischen Königs erkennen. In einem Welt- und Zeitgemälde sondergleichen ist hier die Tragödie des

Epigonentums
unserer Tage geschrieben.

Preis broschiert 2 Mark.

Eisbärfelle sind nicht besser aber teurer als meine Halbsehnenfelle „Marke Eisbär“; feinste Salouteppeide, chemisch gereinigt, geruchlos, bleibend weiß oder Silbergrau etwa 1 m groß 7,50 Mk. Tortagen 5 und 6 Mk., bei 3 Stück franco. Probe mit Zincken franco. **W. Heino, Lünzstraße 95** bei Schöneberg (Linob. Seite).

Schriftsteller

Der Verlag übernimmt Druck- und Vertriebskosten für alle in diesem Verzeichnis genannten Dramen; er trägt einen Teil der Kosten für die Druck- und Vertriebskosten.

C. H. 65 Hausstein & Taylor K.-G., Leipzig.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten

wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.

18, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Carl Witzand.

„Observer“

Unternehmen für
Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Diabetes!

Diabetes-Spezial-Institut für anatomi-
scher, Koerzschneidung Sachsen.
kombiniertes, naturwissenschaftlich begründetes
praktisch bewährtes Heilverfahren.

Der Kaiser

-Ausgabe von Schwanebergers Briefmarken-Album kommt kein bestehendes Album gleich. Besonders für Anfänger von praktischem Wert.

und die Jugend

hat in der 5 Mark-Ausgabe das beste Anfänger-Album. Die großen Schwaneberger-Permanent-Alben von Max Thier sind die einzigen deutschsprachigen Alben großen Stils.

Man verlange in den Handlungen nur das Schwaneberger-Album. Probebogen und illustrierte Prospekte kostenlos.

Verlag von J. J. Arnd, Leipzig

Magnetisiren

kann Jeder, d. das Buch: Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von **F. Schröder** studiert hat. Mit vielen Abb. u. Taf. 680 S. gr. 8. Pr. brosch. M. 12.— geb. M. 14.—. Verf. v. **Arwed Strauch, Leipzig-R.**

Schramm & Echtermeyer

Gegründet 1835. Dresden 4.

ca. 500 Sorten Cigarren

Deutsche Fabrikate. Habana-Import.
Helle Farben.

200 Sorten Cigaretten.

Lieferanten vieler Höfe
und öffentl. Casinos.
Preisbücher stehen zu Diensten.

Cabinet-Comet
**Graeger-
Sect**
Gold & Silber
Zu beziehen durch
die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a.M.

GENESIS

Das Gesetz
der Zeugung

Bd. IV. Animismus u. Regeneration. Untert. über Sexual-Psychologie. 2. Aufl. Preis br. M. 4.— geb. M. 5.—. Ausführl. Prosp. gratis u. franko. Verf. v. **Arwed Strauch, Leipzig-R.**

Schönstes Geschenk. Unentbehrlich für Raucher
sind unsere gesetzlich geschützten Importenkasten u. Schränke zu
Frischhalten von Havanna-Cigarren.

Illustrierter Katalog mit Anerkennungen aus den höchsten Kreisen gratis und franko.
Aachen-B. Schagen & Co.

Geschäftliche Mitteilungen.

Herrn Prof. P. Marburg.

Sie fragen, was **Schrader'sche Likörpatronen** sind. Es sind dies in Patronenform gebrachte Kräutermischungen und Essenzen, aus welchen sich spielend Jedermann auf einfachste und billigste Weise tadellose feinste Liköre wie *à la Chartreuse, Benedictine, Rum, Cognac* etc. bereiten kann. Die Firma **J. Schrader in Feuerbach b. Stuttgart** macht diese Patronen für gegen 100 Sorten und lassen Sie sich am Besten von genannter Firma einen ausführlichen Prospekt kommen, der am Jedermann franko und gratis versandt wird.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der bekannten **Schreibwaren- und Schreibmüßelfabrik F. Soennecken in Bonn, Berlin, Taubenstrasse 16/18.** Die Fabrikate genannter Firma, seien es Goldfüllfedern, Tintenflässer, Vermerkcalender, Bücherständer, Schreibtische, Ideal-Bücherschränke usw. zeichnen sich alle durch die den Sonnecken-Artikeln eigene, gediegene und praktische Ausführung aus und sind zu Weihnachtsgeschenken vorzüglich geeignet.

Außerdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung **Fr. Wiltb. Grunow in Leipzig** betreffend

Krauskopf (Seine Kinder- Jahre) von H. Wette.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

„GREIF“

Auskunftei u. internationales Detektiv-Institut.

Inhaber Max Roeschke.

Auskünfte, Beobachtungen,
Ermittlungen streng diskret.

Prospekte gratis und franko
Telegr.-Adr. „Findigkeit“. Tel.-Amt I, 323.
Hauptstelle: Berlin W., Friedrichstrasse 73 II.

Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5018 und 5424.

Liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3,—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3,—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3,—

Pfand pro Flasche 10 Pfg.

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-
stoffen, welchen ein mässiger Alkohol-
gehalt gegenübersteht.

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokraten“ etc.
zeigt an, dass er Charakter, Innenleben, die
Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer Hand-
schrift erforscht. Distinguierte eingeschränkte
Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Me-
thode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-
Analysen des Entdeckers der Psychographo-
logie unterscheiden sich streng von alltäg-
lichen Handschriftenbeurteilungen. Mass-
gebende, ausführliche Anerkennungen aus den
Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen
die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis
reizt als der Kitzel der Sensation mögen
brieflich anfragen. Sie empfangen frei und
unverbindlich: die Bedingungen für
Charakterbeurteilungen und intensiv anregende
Broschüre.

Adr.: P. P. Liebe, Schriftsteller Augsburz.

Morphium-

Entziehungs-
kuren leitet
im Hause der
Patienten
B. Behfeld, Adr. Berlin NW. 5, Rathenowstr. 25.

Linden-Buffer

Unter den Linden 31

Vornehmstes und modernstes Weinrestaurant
mit englisch-amerik. Buffet

Elite-Concert bis 3 Uhr Nachts.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Dinners * Soupers

Jäglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

CANNES = (Süd- =
Frankreich) = Hotel Victoria

Volle Pension: 10 bis 15 Frs.
per Tag. — Deutsche Betten.
Nähere Auskunft per Post.

HENKELL TROCKEN

besonders alt gelagert!



Dank unserer enormen Vorräte sind wir trotz der gewaltigen Umsatz-Vermehrung stets in der Lage, nur hochentwickelten „Henkell Trocken“ zu liefern.

Ausser unseren mächtigen Haus-Kellereien, die als Mainzer Sehenswürdigkeit ersten Ranges durch allerhöchste Besuche ausgezeichnet wurden, dienen gegenwärtig die 25 unten verzeichneten gemieteten Keller, von denen einige je über 1/2 Million Flaschen fassen, der Ablagerung unseres „Henkell Trocken“ etc.

HENKELL & Co., gegr. 1832, Mainz.



1. Wajdenstrasse No. 5.
2. Wajdenstrasse No. 15.
3. Wajdenstrasse No. 19.
4. Wajdenstrasse No. 110A.
5. Wajdenstrasse No. 16.
6. Wajdenstrasse No. 21.
7. Gassen No. 11.
8. Hühnerstrasse No. 6.
9. Brunnstrasse No. 102A.
10. Brunnstrasse No. 11.
11. Lauerich-Jungferstr. No. 21.
12. Lauerich-Jungferstr. No. 16.
13. Schillerstr. No. 2.
14. Apfelstrasse No. 15.
15. Domburgstr. No. 4 1/2A.
16. Gassenstrasse No. 4.
17. Wajdenstrasse No. 2.
18. Gasse No. 15.
19. Schillerstrasse No. 24 1/2A.
20. Schillerstrasse No. 25.
21. Gasse No. 46.
22. Burgstr. No. 22.
23. Wajdenstrasse No. 11.
24. Lauerich-Jungferstr. 11.
25. Lauerich-Jungferstr. 11.